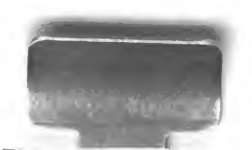



INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX



Ostsee und Ostland

I

Die Baltischen Provinzen

Band 2:

Novellen und Dramen

Ostsee und Ostland

Herausgegeben von

Dr. Otto Grautoff

I

Die Baltischen Provinzen

Band 2:

Novellen und Dramen

Felix Lehmann Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg
1916

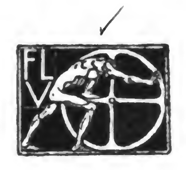
Die Baltischen Provinzen

Band 2:

Novellen und Dramen

Herausgegeben von

Hellmuth Krüger



Felix Lehmann Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg
1916

Die baltischen Provinzen.

Von Otto Grautoff.

Zum Geleit!

Der Krieg, der große Vernichter und Erneuerer, hat den Heimatstolz auch der Deutschen neu geweckt und um den Herd des deutschen Geistes alle wieder versammelt, die einst von ihm fort in die Fremde zogen. Der Auslandsdeutsche erinnert sich in erneuerter Liebe an sein Mutterland und die Reichsdeutschen besinnen sich der Kräfte, die sie ehemals verschenkten und die auf einem vom Mutterland abgetrennten Boden weiterwuchsen und frische Zweige trieben. Durch diesen Zusammenschluß alles Deutschen ist auch die deutsche Kultur in den Ostseeprovinzen aus der Stille des Provinzlebens in den Mittelpunkt unseres allgemeinen Interesses gehoben worden. Dabei hat es sich erwiesen, daß Deutschlands älteste Kolonie vom Mutterlande so gut wie ganz vergessen worden war. Der westwärts gerichtete Blick der Deutschen hat während langer Zeit die Aufmerksamkeit vom Osten und Norden abgelenkt. Die Zeit fordert, abseits von jedem politischen Meinungsstreit, daran zu erinnern, daß die Ostsee ein germanischer Binnensee ist und daß ihre Küsten von Germanen kultiviert worden sind. Nur ein kleiner Teil dieser Küsten ist politisch heute noch deutsch. Unter den übrigen sind die baltischen Küsten den Blicken der Deutschen am weitesten entrückt. Daher geriet bei vielen unserer Landsleute ganz und gar in Vergessenheit, daß deutsche Hanseaten jenen Landstrichen den ersten Stempel der Zivilisation aufdrückten, daß deutsche Geistliche die ersten Kulturzentren im Lande schufen, daß aus Kreisen des deutschen Ordens sich jene Oberschicht der Bevölkerung heraushob, die, bis auf den heutigen Tag sich erhaltend, Burgen und Schlösser, Kirchen und Klöster im Lande errichtete. Alle diese Baudenkmäler, die den Charakter des Landes prägen, zeugen von deutschem Sinnen und Denken, zeugen gleichzeitig aber auch von der Kraft jener Oberschicht, die sich in den Ostsee-

provinzen beinahe ein Jahrtausend gegen alle fremden Einflüsse wehrte und deutsch blieb und in ihrem Deutschtum eine persönliche Prägung von würdevoller Gelassenheit und adeligem Feingefühl entwickelte. Diesen kraftvollen und gleichmäßig-sanften Charakter finden wir in der Architektur, in der Malerei, in der Plastik, in der Literatur; er spricht aus den klaren, reinen Linien der Kirchen, aus den schlanken Fingern der gothischen Madonnen, aus den lichten Säulenhallen der Schlösser, dem würdigen Hausrat der Patrizierhäuser und dem zierlichen Schmuck der Höfchen.

Diese Kultur ist wert, in Deutschland eindringlicher als bisher gekannt zu werden, in Deutschland Freunde zu erwerben für den halbvergessenen Bruderstamm, der nicht nur an der eigenen Kultur, sondern auch an derjenigen Deutschlands mitgearbeitet hat, wie es zahlreiche Balten bewiesen; so die Dichter J. M. R. Lenz, Theodor Hermann Pantenius und Eduard Graf Keyserling, die Sänger Jadlowker und Schwarz, der Naturforscher K. E. von Baer, der Goetheforscher und Italienkenner V. Hehn, der Chirurg Ernst von Bergmann, der Theologe Adolf von Harnack, der Maler Eduard von Gebhardt, der Staatsrechtslehrer Heinrich von Hollander, der Historiker Theodor Schiemann, die Kunsthistoriker Georg Dehio und Georg Treu, der Philosoph Hermann Graf Keyserling, der Wagnerforscher Carl Friedrich Glasenapp, um nur wenige Namen zu nennen.

Sechs Bände sollen in Bild und Wort die baltische Landschaft, das baltische Leben und die baltische Kunst darstellen und in weitere Kreise tragen. Sie sollen zu vielen Augen und Herzen sprechen und in jedem die Freude und den Stolz mehren an den inneren Reichtümern des Deutschtums.

* * *

Bd. 1: Stadt und Land. Herausgegeben von Walter von Engelhardt und H. v. Rosen. Mit 200 Bildern.

Bd. 2: Novellen und Dramen. Herausgegeben von Hellmuth Krüger.

Bd. 3: Bauten und Bilder. Herausgegeben von Otto Grautoff. Gegen 200 Bilder.

Bd. 4: Die jungen Balten (baltische Gedichte). Herausgegeben von Bruno Goetz.

Bd. 5: Märchen und Sagen. Herausgegeben von Aug. von Löwis of Menar. Mit Leisten und Vignetten von R. von Hoerschelmann.

Bd. 6: Bilder aus baltischer Vergangenheit. Mit Abbildungen und Tafeln. Herausgegeben von Arend Buchholtz.

Inhalt

Vorwort in sieben Kapiteln

Erstes Kapitel

Auf dem höchsten Brett im Bücherschranke des Vaters stand eine kunterbunte Bücherreihe, in der die schmalen Broschüren am zahlreichsten waren.

„Das ist die baltische Literatur," sagte der Vater und lächelte.

„Darf ich die Bücher lesen?" fragte der Junge und biß sich erwartungsvoll auf die Lippen.

„Die darfst du ruhig lesen," sagte der Vater freundlich, sah prüfend mit leicht zusammengekniffenen Augen über die Bücherreihe und griff nach einem grünen Leinenband. „Die von Kellers" von Theodor Hermann Pantenius stand auf dem Titelblatt. Froh nahm der Junge das Buch und ging in den Garten, der sich terrassenförmig über den Abhang des Wallgrabens erstreckte. Ganz oben dicht am Zaun war eine Jasminlaube. Da lernte der Junge die baltische Literatur kennen.

Zweites Kapitel

Der alte Oberlehrer mit dem rötlichen Spitzbart sah mit seinen klaren, hellen Augen über die blonden und braunen Köpfe der unruhigen Prima. „Sturm und Drang" sagte er und griff nach seinem Kinn, indem er eine Pause machte und die Augen für einen Moment schloß. —

„Sturm und Drang ist Jakob Lenzens Leben und Dichtung. — Ich habe Ihnen eben vom jungen Goethe erzählt — und nun will ich Ihnen von dem Manne erzählen, der neben dem jungen Goethe stand, in dessen wilden Locken der gleiche Wind wehte, von dem

Manne, der berufen war, ein deutscher Molière zu werden. Und Sie sollten nie vergessen, daß dieser Mann ein Livländer — ein Kind unserer baltischen Provinzen ist."

Mit heißen Worten erzählte der alte Herr den jungen Männern von diesem genialen Propheten, der weder in seinem engeren, noch in seinem weiten Vaterlande etwas galt, und dessen lebendiges Werk zu einem kümmerlichen Papierdasein in dicken, ungelesenen Literaturgeschichten verurteilt ist.

Drittes Kapitel

„Man braucht durchaus nicht Stammgast im Café des Westens zu sein," sagte der junge Lyriker, „um die Umwertung aller bestehenden Professorenliteraturgeschichte dringend zu verlangen."

„Wer liest denn heute überhaupt solche dicke Bücher?" fragte die Hausfrau und reichte ihm die Teetasse.

„Gelesen werden sie natürlich nicht, aber ihre toten, unheimlichen Urteile sind überall zu finden, haben ihren Stempel auf Dichter und Werke gedrückt — und werden gläubig ohne weitere Prüfuug anerkannt."

„Sie meinen, wir halten alle Wedekind für einen bösen Mann und Sudermann für einen großen Dichter?" sagte die Hausfrau lächelnd.

„Das nicht —" sagte der junge Lyriker: „denn deren Stücke sehen Sie ja selbst im Theater. Aber es gibt Schriftsteller, zu denen Sie überhaupt nicht kommen, weil Professor Schulze und Meier sie völlig einbalsamiert haben. Kennen Sie Alexander von Ungern-Sternberg? Er war einer der gelesensten Romanschriftsteller seiner Zeit? Heute wird er als oberflächlicher Romancier mit erotischen Neigungen abgetan. Und doch ist eine Erzählungskunst wie die seine heute selten zu finden. Seine Erinnerungsblätter geben nicht nur das amüsante Bild des literarischen Deutschlands um 1850, sondern auch das Bild eines baltischen Edelmanns, das alle schiefen Urteile über diese vermeintlichen „Überostelbier" in ein anderes Licht stellt."

„Wenn Sie darauf dringen —, muß ich also nach Ungern-Sternberg in die Leihbibliothek schicken," sagte die Hausfrau und sah den jungen Lyriker mit gespitzten Lippen an.

„So lange, wie seine Werke noch nicht bei Georg Müller in München erschienen sind," erwiderte der Lyriker und nickte ergeben.

Viertes Kapitel

Nach einem heißen Julitag saß die kleine Gesellschaft auf der Veranda um den runden Tisch, auf dem die alte Lampe mit der hohen Kuppel leuchtete. Über den hohen Bäumen des Parks wölbte sich der dunkle Himmel mit den funkelnden Sternen. Die Frösche im Teich quarrten und in der Ferne sangen die Mägde.

„Diese Julitage sind wundervoll, aber angreifend," sagte das junge Mädchen und kreuzte die Hände im Nacken.

„Mich greifen sie nicht an," meinte die Gouvernante. Sie streute feinen Zucker auf die roten Erdbeeren in der Schüssel.

„Sie liegen ja auch den ganzen Tag in der Hängematte und lesen Romane," warf der Student dazwischen: „ich kann an solchen Tagen nicht lesen. Dieser Sommerduft kann in Büchern gar nicht eingefangen werden."

„Doch," erwiderte der Hausherr: „ein Dichter hat den ganzen Reiz unserer Sonnentage und Sommernächte eingefangen. Wenn sie mir das Bild der Jahreszeiten gestatten, so gibt es nur wenige Bücher, welche ich diesem Hochsommer in der Literatur vergleichen könnte. Die Balten sind wegen ihrer Heimatsliebe sehr bekannt, und sie hängen wirklich an ihrem Lande. Das haben sie in 700 Jahren reichlich bewiesen. Die ganze Stimmung dieses Landes und den Reiz seines Lebens finden Sie am Unaufdringlichsten, — das mag sein — aber doch am Intensivsten bei ihrem größten Erzähler, dem Grafen Eduard Keyserling."

Fünftes Kapitel

Der Kritiker schlug mit dem Rücken des Bändchens unwillig gegen die Tischkante.

„Nein," sagte er, „baltische Dichtung ist wirklich nicht ernst zu nehmen. Die Balten sind sehr interessante, sehr intelligente und sehr nette Leute — aber sie machen alle Gedichte mit „Heimatland" und „Ostseestrand" hinten, und geben Geibellyrik unter der Überschrift „Kiefern im Schnee" oder „Ostseewellen im Wind" heraus."

Der kleine Doktor griff nach seiner Brille mit den gewölbten, runden Gläsern.

„Ich bin erstaunt über Ihr Urteil," sagte er. „Kennen Sie zum Beispiel Keyserling?"

„Natürlich," sagte der Kritiker. „Ja, ist er denn ein Balte?"

„O ja," sagte der Doktor. „Keyserling ist Kurländer. Aber das wußten Sie wahrscheinlich ebensowenig, wie Ihnen bekannt war, daß Theodor Pantenius, Korfiz Holm, Frances Külpe, Erich von Mendelssohn, Otto von Taube oder Theophile von Bodisco aus den baltischen Provinzen kommen."

„Das sind ja aber alles deutsche Schriftsteller," erwiderte der Kritiker.

„Ja," sagte der Doktor und lehnte sich zurück. „Diese sogenannten Deutsch-Russen sind in der russischen Literatur nicht vertreten."

Sechstes Kapitel

„Für einen Russen sprechen Sie wirklich sehr gut deutsch," sagte die junge Witwe anerkennend.

Der Herr mit der grauen Reisemütze und den wasserblauen Augen zog die Brauen hoch:

„Ich schreibe sogar deutsch, ohne orthographische Fehler zu machen," sagte er in singendem Tonfalle. „Und nicht nur ich, viele meiner Landsleute können Sie in den besten deutschen Zeitschriften vertreten finden, um nicht von der Literaturgeschichte zu reden. Ihre Reiselektüre zum Beispiel, Velhagen und Klasings Monatshefte, sind von einem meiner Landsleute — Sie waren eben so liebenswürdig, ihn „Russe" zu nennen — gegründet. Und in diesem Heft sind sogar zwei dieser „Russen" vertreten."

„Ja, — dann sind Sie ja gar keine Russe!" sagte die junge Witwe enttäuscht.

„Wenn ein Füllen, das in einem Schweinestall zur Welt gekommen ist, in Ihren Augen ein Schwein ist, dann bin ich freilich auch ein Russe," sagte der Herr mit der grauen Reisemütze.

Die junge Witwe lachte.

„Nein, Gnädigste, wir Kurländer, Livländer und Estländer sind, was wir immer waren, deutsch in unserer Sprache, in unserem Glauben und in unserem Wesen. Sie werden nicht wissen, daß unsere Ahnen die älteste deutsche Kolonie gegründet haben. Damen haben nicht viel Interesse für so weit zurückliegende Dinge, aber, daß wir in Riga sogar Futuristen haben, und daß Stefan George zelebriert wird, wird Sie vielleicht eher überzeugen."

„Völlig, — völlig!“ rief die junge Witwe.
Der Kellner schob die Tür zurück:
„Das erste Mittagessen im Speisewagen ist serviert.“

Siebentes Kapitel

„Stellen Sie das Buch möglichst vielseitig zusammen,“ sagte der Verleger zum Herausgeber.

„Dafür sorgt schon das Material,“ gab der Herausgeber zurück. „Sie können, angefangen vom Gartenlaubenroman, Alles finden. Darin stehen unsere baltischen Provinzen nicht hinter Deutschland zurück.“

Der Verleger runzelte die Stirn.

„Und dann suchen Sie bitte nur abgeschlossene Novellen oder Skizzen aus. Wir können doch keine Bruchstücke bringen, unter denen in Klammern ‚Schluß folgt‘ steht.“

„Sie unterschätzen die baltischen Novellisten,“ sagte der Herausgeber. „Wir haben Novellen und Skizzen genug, die in den Rahmen des Werkes hineinpassen. Ich kann sogar mit zwei Dramen aufwarten, die ich als Kabinettstücke bezeichnen möchte.“

„Und noch eins,“ sagte der Verleger und sog an seiner Zigarre. „Schreiben Sie bitte ein Vorwort, das auch wirklich gelesen wird. Schreiben Sie nur keine Literaturgeschichte, nur keine Namen und Zahlen, — nicht zu lang und nicht zu kurz. Bei Ihnen zu Hause werden vor den Mahlzeiten immer kleine Vorgerichte gereicht.“

„Wir sagen Vorschmack,“ unterbrach ihn der Herausgeber.

„Schön, wie Sie wollen. Schreiben Sie einen ‚Vorschmack‘.“

„Ich will es versuchen,“ sagte der Herausgeber.

Berlin, am 1. April 1916.

Hellmuth Krüger

Jakob Michael Reinhold Lenz

Pandaemonium Germanicum

Eine Skizze

Erster Akt.

(Der steil' Berg.)

Erste Szene.

Goethe. Lenz im Reis'kleid.

Goethe. Was ist das für ein steil Gebirg' mit so vielen Zugängen?

Lenz. Ich weiß nicht, Goethe, ich komm' erst hier an.

Goethe. Ist's doch herrlich dort von oben zuzusehn, wie die Leutlein ansetzen und immer wieder zurückrutschen. Ich will hinauf.

Lenz. Wart' doch, wo willt du hin, ich hab' dir noch so manches zu erzählen.

Goethe. Ein andermal. (Goethe geht um den Berg herum und verschwind't.)

Lenz. Wenn er hinaufkommt, werd' ich ihn schon zu sehen kriegen. Hätt' ihn gern kennen lernen, er war mir wie eine Erscheinung. Ich denk', er wird mir winken, wenn er auf jenen Felsen kommt. Unterdessen will ich den Regen von meinem Reiserock schütteln.

(Erscheint eine andere Seite des Berges, ganz mit Busch überwachsen. Lenz kriecht auf allen vieren.)

Lenz (sich umkehrend und ausruhend). Das ist eine böse Arbeit. Seh' ich doch niemand hier, mit dem ich reden könnte. Goethe! Goethe! wenn wir zusammenblieben wären. Ich fühl's, mit dir wär' ich gesprungen, wo ich itzt klettern muß. Es sollte mich einer der stolzen

Kritiker sehn, wie würd' er die Nase rümpfen! Was gehn sie mich an, kommen sie mir hier doch nicht nach und sieht mich hier keiner. Aber weh, es fängt wieder an zu regnen. Himmel! bist du so erboßt über einen handhohen Sterblichen, der nichts als sich umsehen will. Fort! das Nachdenken macht Kopfweh. (Klettert von neuem.)

(Wieder eine andere Seite des Berges, aus der ein kahler Fels hervorsticht. Goethe springt 'nauf.)

Goethe (sich umsehend). Lenz! Lenz! daß er da wäre. — Welch herrliche Aussicht! — Da — o da steht Klopstock. Wie, daß ich ihn von unten nicht wahrnahm? Ich will zu ihm. Er deucht mich auszuruhen, auf dem Ellbogen gestützt. Edler Mann! wie wird's dich freuen, jemand Lebendiges hier zu sehn.

(Wieder eine andere Seite des Berges. Lenz versucht zu stehen.)

Lenz. Gottlob, daß ich einmal wieder auf meine Füße kommen darf. Mir ist vom Klettern das Blut in den Kopf geschossen. O so allein. Daß ich stürbe! Ich sehe hier wohl Fußtapfen, aber alle hinunter, keinen herauf. Gütiger Gott so allein.

(In einiger Entfernung Goethe auf einem Felsen, der ihn gewahr wird. Mit einem Sprung ist er bei ihm.)

Goethe. Lenz, was Teutscher machst du denn hier?

Lenz (ihm entgegen). Bruder Goethe! (Drückt ihn ans Herz.)

Goethe. Wo zum Henker bist du mir nachkommen?

Lenz. Ich weiß nicht, wo du gegangen bist, aber ich hab' einen beschwerlichen Weg gemacht.

Goethe. Ruh' hier aus — und dann weiter.

Lenz. An deiner Brust. Goethe, es ist mir, als ob ich meine ganze Reise gemacht, um dich zu finden.

Goethe. Wo kommst du denn her?

Lenz. Aus dem hintersten Norden. Ist mir's doch, als ob ich mit dir geboren und erzogen wäre. Wer bist du denn?

Goethe. Ich bin hier geboren. Weiß ich, wo ich her bin. Was wissen wir alle wo wir herstammen?

Lenz. Du edler Junge! Ich fühl' kein Haar mehr von all meinen Mühseligkeiten.

Goethe. Tatst du die Reise für deinen Kopf?

Lenz. Wohl für meinen. Alle kluge und erfahrne Leute widerrieten's mir. Sie sagten, ich suche zu sehr, was zum Gutsein gehöre, und versäume darüber das Sein. Ich dachte: seid! und ich will gut sein.

Goethe. Bis mir willkommen, Bübchen! Es ist mir, als ob ich mich in dir bespiegelte.

Lenz. O mach' mich nicht rot.

Goethe. Weiter!

Lenz. Weiß es der Henker, wie mir mein Schwindel vergangen ist, seitdem ich dich unter den Armen habe. (Gehn beide einer Anhöhe zu.)

Zweite Szene.

Die Nachahmer.

Goethe steht auf einem Felsen und ruft herunter zu einem ganzen Haufen Gaffer.

Goethe. Meine werte Herrn! wollt ihr's auch so gut haben, dürft nur da herumkommen — denn daherum — und denn daherum, 's ist gar nicht hoch, ich versichere euch, und die Aussicht ist herrlich. — Lenz, nun sollst du deinen Spaß haben.

(Geht ein jämmerlich Gepurzel an. Bleiben ihrer etliche am Fuß des Berges auf Feldsteinen stehen und rufen den andern zu:)

Meine Herren wollt ihr's auch so gut haben, dürft nur daherum kommen.

Andere von dem Haufen. Sollst gleich herunter sein, Hans Pickelhäring, bist ja nur um eine Hand hoch höher als wir. (Stoßen einander herunter, jene wehren sich mit den Steinen, auf welchen sie stunden.)

(Goethe schlägt in die Hände. Zu Lenz.)

Goethe. Ist das nicht ein Gaudium?

(Die, so jene vorher heruntergestoßen, sagen:)

Wollen doch sehen, ob wir die von oben nicht auch hinabbekommen können, ist's uns doch mit diesen gelungen.

Einer. Hör', hast du nicht eine Lorgnette bei dir, ich kann sie nicht recht unterscheiden dort oben, ich möchte dem einen zu Leibe, der uns herabgerufen hat.

Der andere. Mensch, wo denkst du hin, wie willst du an ihn kommen?

Erster. Kam doch David mit der Schleuder bis an Goliath herauf, und ich bin doch auch so niedrig nicht. Ich will mich auf jenen Stein stellen dort gegen ihm über.

Der andere. Probier's.

(Goethe stößt Lenzen an, der lauert gleichfalls hinunter.)

Erster (schwingt einen Stein). Hör' du dort, halt mir ein wenig den Arm fest, er ist mir aus dem Gelenk gegangen.

Zweiter (durch die Lorgnette guckend). Da, da oben, gerade wo ich mit dem Finger hindeute, da steht der Goethe, ich kenn' ihn eigentlich mit seinen großen schwarzen Augen, er paßt auf, er wird sich wohl bücken, wenn der Stein kommt, und der andere hat sich hinter ihm verkrochen.

Erster (schleudert aus aller seiner Macht). Da mag er's denn darnach haben. (Der Stein fällt wieder zurück und ihm auf den Fuß. Hinkt herum.) Aie! Aie! was hab' ich doch gemacht?

Zweiter. O du alte Hure! hat grade so viel Kraft in seiner Hand als meine alte Großmutter. (Wirft die Lorgnette weg, faßt den Stein ganz wütend und wirft ihn blindlings über die Schulter seinem Nachbar ins Gesicht, daß der tot zur Erde fällt.) Der Teufel! ich dacht' ihn doch recht gezielt zu haben. So hat mich die Lorgnette betrogen. Es wird heutzutage doch kein vernünftig Glas mehr geschliffen.

Goethe. Wollen uns doch die Lust machen und was herunterwerfen! Hast du einen Bogen Papier bei dir?

Lenz. Da ist.

Goethe. Sie werden meinen, es sei ein Felsstück. Du sollst dich zu Tode lachen.

(Läßt den Bogen herabfallen. Sie laufen alle mit erbärmlichem Geschrei:)

O weh! er zermalmt uns die Eingeweide, er wird einen zweiten Ätna auf uns werfen. (Einige springen ins Wasser, andere kehren alle vier in die Höhe, als ob der Berg schon auf ihnen läge.)

Ein paar Pedanten. Wir wollen sehen, ob wir uns nicht Schilde flechten können, testudines, nach Art der Alten. Es werden solcher mehr kommen. (Verlieren sich in ein Weidengebüsch.)

Ein ganzer Haufen (auf Knieen, die Hände in die Höhe). O schone, schone! weitwerfender Apoll!

Goethe (kehrt sich lachend um, zu Lenz). Die Narren!

Lenz. Ich möchte fast herunter zu ihnen und sie bedeuten.

Goethe. Laß sie doch. Wenn keine Narren auf der Welt wären, was wär' die Welt?

(Der ganze Haufen kommt den Berg herangekrochen wie Ameisen, rutschen alle Augenblick zurück und machen die possierlichsten Kapriolen.)

Unten. Das ist ein Berg!
Der Henker hol' den Berg!
Ist ein Schwerenotsberg.

Ei was ist dran zu steigen, wollen gehen und sagen, wir sind droben gewesen.

Alle. Das wird das gescheutste sein.

(Kommt ein Haufen Fremde zu ihnen, sie komplimentieren sich. „Kennen sie den Herrn Goethe? Und seinen Nachahmer, den Lenz? Wir sind eben bei ihnen gewesen, die Narren wollten nicht mit herunterkommen, sie sagten, es gefiel' ihnen so wohl da in der dünnen Luft.")

Ein Fremder. Wo geht man hinauf, meine Herren! ich möchte sie gern besuchen.

Einer. Ich rat's Ihnen nicht. Wenn Sie zum Schwindel geneigt sind —

Fremder. Ich bin nicht schwindlicht.

Erster. Schad't nichts, Sie werden's schon werden. Unter uns gesagt, die Wege sind auch verflucht verworren durcheinander, wir müßten Sie bis oben hinaufbegleiten. Der Lenz selber soll sich einmal verirrt haben ganzer drei Tage lang.

Fremder. Wer ist denn der Lenz, den kenn' ich ja gar nicht.

Erster. Ein junges aufkeimendes Genie aus Kurland, der bald wieder nach Hause zurückreisen wird. Er ist von meinen vertrautsten Freunden und schreibt kein Blatt, das er nicht vorher mir weist.

Fremder. Und der ist so hoch heraufkommen?

Erster. Der Goethe hat ihn mitgenommen, er hat mir's auch angetragen, aber ich wollte nicht, meine Lunge ist mir zu lieb. Doch hab' ich ihn besucht oben.

Fremder. Ich möchte doch die beiden Leute gern kennen lernen, es müssen sonderbare Menschen sein.

Erster. Ach sie werden gleich herunterkommen, wenn wir ihnen winken werden. (Winken mit Schnupftüchern, jene kehren sich um und gehen fort.)

Erster. Sehn Sie? Warten Sie nur einen Augenblick, sie werden gleich dasein.

Zweiter. Wart' du bis morgen früh. Da sind sie schon auf einem andern Hügel.

Fremder. Das ist impertinent. Wenn man bei uns Auteur ruft, und er kommt nicht, wird er ausgepfiffen.

Erster. Wollen wir auch pfeifen?

Zweiter. Was hilft's, sie hören's doch nicht.

Erster. Desto besser.

Dritte Szene.

Die Philister.

Lenz sitzt an einem einsamen Ort, ins Tal hinabsehend, seinen „Hofmeister" im Arm. Einige Bürger aus dem Tal reden mit ihm.

Einer. Es freut uns, das wir Sie näher kennen lernen.

Zweiter. Es verdrießt mich aber doch in der Tat, daß Ihre Stücke meist unter einem andern Namen herumlaufen.

Lenz. Und mich freut's. Wenn sie so geschwinder ihr Glück machen, soll ich's meinen Kindern mißgönnen? Würd' ein Vater sich grämen, wenn sein Sohn seinen Namen veränderte, um desto leichter emporzukommen?

Dritter. Wenn man nun aber zu zweifeln anfinge, ob Sie allein imstande gewesen wären —

Lenz. Laß sie zweifeln. Was würd' ich durch ihren Glauben gewinnen? Das Gefühl, an diesem Herzen ist er warm geworden, hier hat er sein Feuer und alle gutartige Mienen bekommen, die andern Leuten an seinem Gesicht Vergnügen machen, ist stärker und göttlicher, als alles Schmettern der Trompete der Fama eins aufschütteln kann. Dies Gefühl ist mein Preis und der angenehme Taumel, in den mich der Anblick eines solchen Sohnes bisweilen zurücksetzt, und der fast der Entzückung gleicht, mit der er geboren ward.

Goethe, über ein Tal herabhängend, in welchem eine Menge Bürger emporgucken und die Hände in die Höhe strecken.

Einer. Traut ihm nicht!

Zweiter. Da bewegt er sich. Gewiß, in der andern Hand, die er auf dem Rücken hat, hält er nichts Guts.

Ein Gelehrter unter ihnen. Es scheint, der Mann will gar nicht rezensiert sein.

Ein Philister. Ihr Narren, wenn er euch auch freien Willen ließe, er würde bald unter die Füße kommen. Und er streitet nicht für sich allein, sondern auch für seine Freunde.

Vierte Szene.

Die Journalisten.

Einer. Es fängt da oben an bald zu wölken, bald zu tagen. Hört, Kinder, es ist euch kein andrer Rat, wir müssen hinauf und sehen, wie die Leute das machen.

Zweiter. Ganz gut, wie kommen wir aber hinauf?

Erster. Wollen wir ein Luftschiff machen wie die bösen Geister im „Noah", das uns in die Höhe hebt?

Zweiter. Ein fürtrefflicher Einfall. Es kommt auch so ein Wind von oben herab, der uns schon heben wird.

Erster. Ich hab' auch eben nichts Bessers zu tun, und es wäre doch kurios, den Leuten auf die Finger zu sehen.

Dritter. Mir wird die Zeit auch so verflucht lang hier unten, ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was ich angreifen soll.

Vierter. So können wir uns auch mit leichter Mühe berühmt machen.

Fünfter. Und ich will meine Akten und all ins Feuer werfen, was Henkers nützen einem auch die Brodstudia. Es soll uns so an Geld nicht fehlen.

Sechster (zum Siebenten). Wenn die droben sind, wollen wir einen Geist der Journale schreiben. Das geneigte Publikum wird doch gescheut sein und pränumerieren, wie dem Klopstock da.

Siebenter. Wenn aber ein achter käm' und schrieb' einen Geist des Geists.

Sechster. Es ist der Geist der Zeit. Laß uns keine Zeit verlieren. Wer zuerst kommt, der mahlt erst.

(Heben sich auf ihrem Luftschiff mit Goethens Wind und machen ihm Komplimente.)

Goethe. Land't an, land't an! (Zu Lenz.) Wollen den Spaß mit den Kerlen haben. (Wirft ihnen ein Seil zu, die Journalisten verwandeln sich alle in Schmeißfliegen und besetzen ihn von oben bis unten.) Nun, zum Sakkerment! (Schüttelt sie ab.)

(Sie bekommen die Gestalt kleiner Jungen und laufen auf dem Berg herum, Hügelein auf, Hügelein ab. Goethe steigt eine neue Erhöhung hinan, eine Menge von ihnen umklammert ihm die Füße:)

Nimm mich mit, nimm mich mit.

Goethe. Liebe Jungens, laßt mich los, ich kann ja sonst nicht weiter kommen.

Einer. Womit soll ich dich vergleichen? Alexander, Cäsar, Friedrich, o das waren alles kleine Leute gegen dich.

Zweiter. Wo sind die großen Genieen der Nachbarn, die Shakespeare, die Voltaire, die Rousseau?

Dritter. Was sind die so sehr gerühmten Alten selber? Der Schwätzer Ovid, der elende Virgil und dein so sehr erhabner Homer selbst? Du, du bist der Dichter der Deutschen, und soviel Vorzüge unsere Nation vor den alten Griechen —

Lenz (sein Haupt verhüllend). O weh, sie verderben mir meinen Goethe.

Goethe. Daß euch die schwere Not! (Schüttelt sie von den Beinen und wirft sie alle kopflängs den Berg hinunter.) Ihr Schurken, daß ihr euch immer mit fremder Größe beschäftigt und nie eure eigene ausstudiert. Wie seid ihr imstande zu fühlen, was Alexander war, oder was Cäsar war, wie seid ihr imstande zu fühlen, was ich bin? Wie unendlich anders die Größe eines Helden, eines Staatsmannes, eines Gelehrten und eines Künstlers! Ich bin Künstler, dumme Bestien, und verlangte nie mehr zu sein. Sagt mir, ob's mir in meiner Kunst geglückt ist, ob ich wo einen Strich wider die Natur gemacht habe, und denn sollt ihr mir willkommen sein. Übrigens aber halt't's Maul mit euren wahnwitzigen Ausrufungen von groß göttlich und merkt euch die Antwort, die der König von Preußen einem gab, der ihn zum Halbgott machen wollte. Und der König von Preußen ist doch ein ganz andrer Mann als ich.

Die Journalisten. Wir wollen alle Künstler werden.

Goethe. In Gottes Namen, ich will euch dazu behilflich sein.

Einer. Wir brauchen eurer Hülfe nicht. Ich bin schon ein zehnmal größerer Mann, als du bist.

Lenz (sieht wieder hervor). Also auch als alle die, die er unter dich gestellt hat.

Goethe (lacht). So aber gefällt mir der Kerl.

Lenz. Lieber Goethe, ich möchte mein Dasein verwünschen, wenn's lauter Leute so da unten gäbe.

Goethe. Haben sie's andern Nationen besser gemacht? Woher denn der Verfall der Künste, wenn sie zu einer gewissen Höhe gestiegen waren?

Lenz. Ich wünschte denn lieber mit Rousseau, wir hätten gar keine und kröchen auf allen vieren herum.

Goethe. Wer kann davor?

Lenz. Ach ich nahm mir vor, hinabzugehn und ein Maler der menschlichen Gesellschaft zu werden: aber wer mag da malen, wenn lauter solche Fratzengesichter unten anzutreffen? Glücklicher Aristophanes, glücklicher Plautus, der noch Leser und Zuschauer fand. Wir finden, weh uns, nichts als Rezensenten und könnten ebensogut in die Tollhäuser gehen, um menschliche Natur zu malen.

Zweiter Akt.

(Der Tempel des Ruhms.)

Erste Szene.

Hagedorn spaziert einsam herum und pfeift zum Zeitvertreib Liederchen.

Hagedorn. Wie wird mir die Zeit so lang' Gesellschaft zu finden.
(Setzt sich an eine schwarze Tafel und malt einige Tiere hin.)

Lafontaine (der mit einigen andern Franzosen hinter einem Gitter auf dem Chor sitzt, bückt sich über dasselbe hervor und ruft, indem er in die Hände patscht:)

Bon! bon! cela passe!

Tritt herein ein schmächtiger Philosoph, ducknackicht, mit hagerem Gesicht, großer Nase, eingefallenen hellblauen Augen, die Hände auf die Brust gefaltet. Bleibt verwundernd Hagedorn gegenüber stehen, ohn' aus seiner Stellung zu kommen. Auf einmal erblickt er Lafontainen, kehrt sich weg und tritt in den Winkel, um nicht gesehen zu werden. Nach einer Weile kommt er mit einigen Papieren voll Zeichnungen hervor, die er sich vor die Stirne hält. Hagedorn läßt die Kreide fallen, eine Menge Menschen umringen und bewundern ihn, der Haufe wird immer größer, er verzieht seine sauertöpfische Miene und sagt mit hohler Stimme und hypochondrischem Lachen:

Was seht ihr da? — Wenn ihr mir gute Worte gebt, mal ich euch Menschen.

(Gleich drängen sich verschiedene, die sein frommes Aussehen dreist macht, zu ihm, unter denen ein großer Haufe alter Weiber und zutätiger Mütterchen. Er wend't sich um — und flugs steht eine von ihnen auf dem Papier da, die er darnach vorzeigt. Da geht ein überlautes Gelächter von einer und ein Geschimpf von der andern Seite an.)

Altes Weib. Der Gotteslästerer! Er hat keinen Glauben, er hat keine Religion, sonst würd' er das ehrwürdige Alter nicht spotten. Es ist ein Atheist.

Bei diesen Worten fällt Gellert auf die Knie und bittet um Gottes willen, man soll ihm das Bild zurückgeben, das man ihm schon aus den Händen gewunden hat, er wolle es verbrennen.

Einige Franzosen (hinterm Gitter). Oh l'original!

Molière (sich den Stutzbart streichend). Je ne puis pas concevoir ces Allemands-là. Il se fait un crime d'avoir si bien réussi. Il n'auroit qu'à venir à Paris, il se corrigeroit bien de cette maudite timidité.

Herr Weiße, einer aus dem Haufen, sehr weiß gepudert, mit Steinschnallen in den Schuhen, läuft schnell heraus und nimmt sich ein Billett auf die Landkutsche nach Paris.

Gellert unterdessen dringt durch den Haufen zu seinem Winkel, wo er sich auf die Knie wirft und die bittersten Tränen weint. Auf einmal fängt er an, geistliche Lieder zu singen, worauf er am Ende in ein gänzlich trübsinniges Stillschweigen verfällt, als ob er ein schwer Verbrechen auf dem Gewissen hätte. Ein Engel fliegt vorbei und küßt ihm die Augen zu.)

Eine Stimme. Redliche Seele! selbst in deinen Ausschweifungen ein Beweis, daß eine deutsche Seele keiner unedlen Narrheit fähig sei.

Als er stirbt, die Franzosen Il est fou.

Am äußersten Ende des Gitters Rousseau, auf beide Ellbogen gestützt:
C'est un ange.

Zweite Szene.

Rabner (tritt herein, den Haufen um Gellert zertreuend). Platz, Platz für meinen Bauch (mit der Hand) und nun noch mehr für meinen Satyr, daß er gemütlich auslachen kann. Was in aller Welt sind das Gesichter hier? (Zieht einen zylindrischen Spiegel hervor. Sie halten sich alle die Köpfe und entlaufen mit großem Geschrei wie eine Herde gescheuchter Schafe. Einige ermannen sich und treten sehr gravitätisch näher. Als sie nah kommen, können sie sich doch nicht enthalten, mit den Köpfen zurückzufahren. Als vernünftige Leute lachen sie aber selbst über die Grimassen, die sie machen.)

Rabener. Seid ihr's bald müde? (Gibt einem nach dem andern den Spiegel in die Hand, sie erschröcken sich mit ihren eigenen Gesichtern.)

Alle. So gefällt's uns doch besser als nach dem Leben.

Rabelais und Scarron (von oben). Au lieu du miroir, s'il s'étoit ôté la culotte, il auroit mieux fait.

Liscow horcht herauf, und da eben ein paar Waisenhäuserstudenten neben ihm stehen, zieht er sich die Hosen ab, die schlagen ein Kreuz, er jägt sie so rücklings zum Tempel hinaus. Ein ganzer Wisch junger Rezensenten bereden sich, bei erster Gelegenheit ein Gleiches zu tun. Klotz bittet sie, nur so lang zu warten, bis er sich zu jenen drei Stufen hervordrängt, auf die er steigen und sodann zu allgemeiner Niederlassung der Hosen das Signal geben will.

Klotz. Das wird einen Teufelsjokus geben. Es bleibt keine einzige Dame in der Kirche.

Einer. Die Komödiantinnen bleiben doch.

Zweiter. Und die H*ren. Wir wollen Oden auf sie machen.

Anakreons Leier wird hervorgesucht und gestimmt. Die honetten Damen, die was merken, entfernen sich in eine Ecke der Kirche. Die andern treten näher. Rost spielt auf. Zu gleicher Zeit zieht Klotz die Hosen ab. Eine Menge folgen ihm. Das Gelächter, Gekreisch und Geschimpf wird allgemein. Die honetten Damen und die Herrn von gutem Ton machen einen Zirkel um Rabener und lassen sich mit ihm in tiefsinnige Diskurse ein.

Eine Stimme. Flor der deutschen Literatur.

Eine andere. Saeculum Augusti.

Die Franzosen (von oben). Voilà ce qui me plaît. Ils commencent à avoir de l'esprit, ces gueux d'Allemands-là.

Chaulieu und Chapelle. En voilà un qui ne dit pas le mot, mais il semble bon enfant, voyez comme il se plaît à tout

cela, comme il sourit secouant la tête. (Stoßen yn mit dem Stock an, winken ihm heraufzukommen, er geht hinauf.)

Gleim tritt herein, mit Lorbeern ums Haupt, ganz erhitzt, in Waffen. Als er den neckischen tollen Haufen sieht, wirft er Rüstung und Lorbeer weg, setzt sich zu der Leier und spielt, jedermann klatscht. Der ernsthafte Zirkel wird auch aufmerksam, Uz tritt daraus hervor, wie Gleim aufgehört hat, setzt er sich gleichfalls an die Leier.

Ein junger Mensch tritt aus dem ernsthaften Haufen hervor, mit verdrehten Augen, die Hände über dem Haupt zusammengeschlagen, sagt:

Ω κω κοι! was für ein Unterfangen, was für eine zahmlose und schamlose Frechheit ist das? Habt ihr so wenig Achtung, so wenig Entsehen für diese würdige Personen, ihre Ohren und Augen mit solchen Unflätereien zu verwunden? Schämt euch, verkriecht euch, ihr sollt diese Stelle nicht länger schänden, die ihr usurpiert habt, heraus mit euch Bänkelsängern, Wollustsängern, Bordellsängern, heraus aus dem Tempel des Ruhms! (Ein paar Priester folgen dicht hinter ihm drein, trommeln mit den Fäusten auf die Bänke, zerschlagen die Leier und jagen sie alle zum Tempel hinaus.)

Wieland bleibt stehen, die Herren und Damen umringen ihn und erweisen ihm viel Höflichkeiten für die Achtung, so er ihnen bewiesen.

Wieland. Womit kann ich den Damen itzt aufwarten, ich weiß in der Geschwindigkeit wahrhaftig nicht — sind Ihnen Sympathieen gefällig — Briefe der Verstorbnen an die Lebendigen, oder befehlen sie ein Heldengedicht, eine Tragödie?

Die Gesellschaft. Was von Ihnen kommt, muß alles vortrefflich sein.

(Er kramt seine Taschen aus. Die Herrn und Damen besehen die Bücher und loben sie höchlich. Endlich weht sich die eine mit dem Fächer, die andere gähnend:)

Haben Sie nicht noch mehr Sympathieen?

Wieland. Nein wahrhaftig, gnädige Frau — o lassen Sie sich doch die Zeit nur nicht lang werden — Warten Sie nur noch einen Augenblick, wir wollen sehen, ob wir nicht etwas finden können. (Geht herum und sucht, find't die zerbrochne Leier, die er zu reparieren anfängt.) Sogleich, sogleich — nur einen Augenblick — ich will sehen, ob ich noch was herausbringe.

(Spielt: alle Damen halten die Fächer vor den Gesichtern, man hört hin und wieder ein Gekreisch:

Um Gottes willen, hören sie doch auf!

Er läßt sich nicht stören, sondern spielt nur immer rasender.)

Die Franzosen. Ah le gaillard! Les autres s'amusoient avec des grisettes, cela débauche les honnêtes femmes. Il a pourtant bien pris son parti.

Einer. Je ne crois pas que ce soit un Allemand, c'est un Italien.

Chapelle und Chaulien. Ah ça — pour rire — descendons notre petit (lassen Jacobi auf eine Wolke von Nesseltuch nieder, wie einen Amor gekleid't) cela changera bien la machine.

Jedermann. Ach sehen Sie doch um Himmels willen.

(Jacobi spielt in der Wolke auf einer kleinen Sackvioline. Einige aus der Gesellschaft fangen an zu tanzen. Er läßt eine erschröckliche Menge Papillons fliegen, die Damen haschen nach ihnen und rufen:)

Liebesgötterchen! Liebesgötterchen!

Jacobi (springt aus der Wolke und schlägt die Arme kreuzweis übereinander, schmachtend zusehend). O mit welcher Grazie!

Wieland. Von Grazie hab' ich auch noch ein Wort zu sagen.

(Spielt. Die Damen minaudieren erschröcklich, die Herren setzen sich einer nach dem andern in des Jacobi Wolke und schaukeln damit herum. Andere lassen gleichfalls Papillons fliegen. Die Alten tun sie unter das Vergrößerungsglas, und einige Philosophen legen den Finger an die Nase, um die Unsterblichkeit der Seele aus ihnen zu beweisen. Eine Menge Officiers machen sich Kokarden von Papillonsflügeln, andere kratzen mit dem Degen an der Leier, sobald Wieland zu spielen aufhört. Endlich gähnen sie alle.)

Eine Dame, die, um nicht gesehen zu werden, hinter Wielands Rücken, unaufmerksam auf alles, was vorging, gezeichnet hatte, gibt ihm das Bild zum Sehen, er zuckt die Schultern, lächelt, macht ihr ein halbes Kompliment und reicht es großmütig herum. Jedermann macht ihm Komplimente darüber, er bedankt sich schönstens, steckt es wie halbzerstreut in die Tasche und fängt wieder zu spielen an. Die Dame errötet. Die Palatinen der andern Damen, die Wieland zuhören, kommen in Unordnung, weil die Herrchen zu ungezogen werden. Wieland winkt ihnen lächelnd zu, und Jacobi hüpft wie unsinnig von einer zur andern herum. Indessen klatscht die ganze Gesellschaft und ruft gähnend:

Bravo! bravo! bravo! le moyen d'ouïr quelque chose de plus ravissant.

Dritte Szene.

Goethe (stürzt herein in Tempel, glühend, einen Knochen in der Hand.) Ihr Deutsche? — — Hier ist eine Reliquie eurer Vorfahren. Zu Boden mit euch und angebetet, was ihr nicht werden könnt.

(Wieland macht ein höhnisch Gesicht und spielt fort. Jacobi bleibt mit offenem Mund und niederhangenden Händen stehen.)

Goethe (auf Wieland zu). Ha, daß du Hektor wärst und ich dich so um die Mauren von Troja schleppen könnte! (zieht ihn an den Haaren herum).

Die Damen. Um Gottes willen, Herr Goethe, was machen Sie?

Goethe. Ich will euch spielen, obschon's ein verstimmtes Instrument ist. (Setzt sich hin, stimmt ein wenig und spielt. Jedermann weint.)

Wieland (auf den Knieen). Das ist göttlich.

Jacobi (hinter Wieland, gleichfalls auf den Knieen). Das ist eine Grazie, eine Wonneglut!

Eine ganze Menge Damen (stehn auf und umarmen Goethe). O Herr Goethe! (Die Chapeaux werden alle ernsthaft. Eine Menge laufen heraus, andere setzen sich Pistolen an die Köpfe, setzen aber gleich wieder ab.)

Der Küster, der das sieht, läuft und stolpert aus der Kirche.

Vierte Szene.

Küster. Pfarrer.

Küster. O Herr Pfarrer, um Gottes willen, es geschieht Mord und Todschlag in der Kirche, wenn Sie nicht zu Hülfe kommen. Da ist der Antichrist plötzlich hereingetreten, der ihnen allen die Köpfe umgedreht hat, daß sie sich das Leben nehmen wollen. Sie haben alle Schießgewehr bei sich, meine arme Frau, meine armen Kinder sind auch drunter, wer weiß wie leicht ein Fehlschuß sie treffen kann.

Pfarrer (zitternd und bebend). Meine Frau ist auch da, Gott steh' mir bei. Kann Er sie nicht herausrufen?

Küster. Nein, Herr Pfarrer, Sie müssen selber kommen, das ganze Ministerium muß kommen, es ist, als ob der Teufel in sie alle gefahren wäre, ich glaube, Gott verzeih mir, der Jüngste Tag ist nahe.

Pfarrer (einmal über das andere sich trostlos umsehend). Wenn meine Frau nur kommen wollte! Könnt' Er ihr nicht zurufen? (Die Hände ringend.) Hab' ich das in meinem Leben gehört, sie wollen sich erschießen — und warum denn?

Küster. Um unsrer Weiber willen, allerliebster Herr Pfarrer! Das ist Gott zu klagen, ich glaube, es ist ein Hexenmeister der unter sie gekommen ist. Vorhin saßen sie da in aller Eintracht und hatten ihren Spaß mit den Papillons, da führt ihn der böse Feind hinein und sagt, wenn's doch gespielt sein soll, so spielt mit Pistolen.

Pfarrer. Ob sie aber auch geladen sind?

Küster. Das weiß ich nun freilich nicht. Aber auch mit ungeladenen ist's doch sündlich. Man weiß, wie leicht der Böse sein Spiel haben kann.

Pfarrer (sehr wichtig und nachdenklich). Wir wollen ein Mandat vom Consistorio auswirken.

Küster. Das wär' meine Meinung auch, Herr Pfarrer, so. Und daß sie den Prometheus verbrennen sollen oder den höllischen Proteus, wie er da heißt. Andern zur Warnung, mein' ich.

Pfarrer. Wenn meine Frau nur kommen wollte.

Küster. Sie wird sich noch in ihn verlieben und meine Frau auf den Kauf mit ein, die Weiber sind all wie bestürzt auf das Ding, sie sagen, sie haben so was in ihrem Leben noch nicht gehört. Denn sehen Sie, es ist kein einzig Weib, das nicht glaubt, heimlich in der Stille haben sich schon ein zehn, zwölf arme Buben um sie zu Tode gegrämt, und dieser erschießt sich gar, das ist ihnen nun ein gar zu gefundenes Fressen, das. In Böhmen ist neuerdings wieder ein Baurenkrieg angebrochen, gebt acht, Herr Pfarrer, dieser Mensch gibt uns einen Weiberkrieg, wo am Ende keine Mannsseele mehr am Leben bleibt als ich und der Herr Pfarrer. Wir wollten endlich das menschliche Geschlecht auch nicht ausgehen lassen.

Pfarrer. Seid unbesorgt. Wenn ich mich nur durch die Hintertür in die Kirche schleichen und dem Unwesen zusehen könnte. Ich wollte sodann ganz in der Stille die Kanzel heraufkriechen und auf einmal zu donnern anfangen. Das tut seine gewisse Wirkung, glaubt es mir.

Küster. Sicher, Herr Pfarrer, ich mein' es auch so, und ich will den Glauben zu gleicher Zeit anstimmen, daß der Teufel aus der Kirche fährt.

Pfarrer. Ihr könnt das Te Deum laudamus hernach singen, wenn ich fertig bin. (Gehn ab.)

Fünfte Szene.

Goethe zieht Wieland das Blatt Zeichnung aus der Tasche, das er vorhin von der Dame eingesteckt.

Goethe (hält's hoch). Seht dieses Blatt, und hier ist die Hand, die es gezeichnet hat. (Die Verfasserin der „Sternheim" ehrerbietig an die Hand fassend.)

Eine Prüde (weht sich mit dem Fächer). O das wäre sie nimmer imstande gewesen, allein zu machen.

Eine Kokette. Wenn man ein so groß Genie zum Beistand hat, wird es nicht schwer, einen Roman zu schreiben.

Goethe. Errötest du nicht, Wieland? verstummst du nicht? Kannst du ein Lob ruhig anhören, das soviel Schande über dich zusammenhäuft? Wie, daß du nicht deine Leier in den Winkel warfst,

als die Dame dir das Bild gab, demütig vor ihr hinknietest und gestandst, du seist ein Pfuscher! Das allein hätte dir Gnade beim Publikum erworben, das deinem Wert nur zu viel zugestand. Seht dieses Bild an. (Stellt es auf eine Höhe.)

Alle Männer (fallen auf ihr Angesicht; rufen). Sternheim! wenn du einen Werther hättest, tausend Leben müßten ihm nicht zu kostbar sein.

Pfarrer (von der Kanzel herunter mit Händen und Füßen schlagend). Bösewichter! Unholde! Ungeheuer! Von wem habt ihr das Leben? Ist es euer? Habt ihr das Recht, drüber zu schalten?

Einer aus der Gesellschaft. Herr Pfarrer, halten Sie das Maul!

Küster (mischt sich unter sie). Ja, erlauben Sie, meine großgünstige Herren, es ist aber auch ein Unterschied zwischen einer schönen Liebe und einer solchen gottsvergessenen, und denn so mit ihrer großgünstigen Erlaubnis, der Herr Pfarrer hat auch so unrecht nicht, denn sehn Sie einmal, meine arme Frau steht auch in Gefahr, eines Menschen Leben auf ihr Gewissen zu laden, und da ich mit den Gespenstern nichts gern zu teilen habe —

Ein Buchbinder. Ei freilich, ich bin auch von des Herrn Küsters Partei, meine Nachtruhe ist mir lieb auch.

Küster. Also mit Ihrer gnädigen Erlaubnis, meine Herren, wäre mein Rat wohl, wir gingen fein alle nach Hause und schlössen die Kirchtür zu. Wer Lust hat, den Werther zu machen, kann immer drin bleiben, he, he, he, ich denk', er wird doch in der Einsamkeit schon zu Verstand kommen, wir andere ehrliche Bürgersleut' aber gehen heim nach dem Sprüchlein Lutheri:

Ein jedes lern' sein' Lektion,
So wird es wohl im Hause stohn.

Goethe. Geht in Gottes Namen. Ich bleib' allein hier.

(Es bleiben einige bei ihm im Tempel. Die meisten gehn heraus, und der Küster schließt die Kirchtür zu.)

Küster. So. Du sollst mir nicht mehr herauskommen.

Pfarrer. Nur die Schlüssel der Frau nicht gegeben.

Frau Pfarrer. Männchen! der arme Werther.

Pfarrer und Küster. Da haben wir's, da wirkt das höllische Gift. Ich wollt', er läg' auf unserm Kirchhof oder der verachtungswürdige Proteus an seiner Stelle. Wir wollten die Knochen ausgraben lassen, verbrennen und die Asche aufs Meer streuen.

Küster. Ich wollt' einen Mühlstein an die Asche hängen und sie ersäufen lassen. Er hat mich in die Seele hinein geärgert. Mein armes Weibchen, was machst du denn? Du wirst doch nicht toll sein und dir auch deinen Werther schon angelegt haben, ich wollte dich — Es ist wohl gut, daß in Deutschland keine Inquisition ist, aber es ist doch nicht gar zu gut. Ich wollte mein Leben dran setzen, einen solchen Rebellen, einen solchen —

Küsters Frau. Er ein Rebell?

Küster. Red' mir nicht. Was für schnöde Worte er im Munde führt. Wenn man das alles auseinandersetzte, was der Werther sagt —

Küsters Frau. Er sagt es ja aber in der Raserei, da er nicht recht bei sich war.

Küster. Er soll aber bei sich bleiben, der Hund. Wart' nur, ich will ein Buch schreiben, da will ich dich lehren und alle, die den Werther mir so gelobt haben — kurz und gut, Weib, lieber doch einen Schwager als einen Werther, kurz von der Sache zu reden. Und damit so weißt du meine Meinung und laß mich mit Frieden.

Sechste Szene.

Die Dramenschreiber.

Weiße und Küsters Frau vor der Haustür.

Weiße. Liebe Frau, ich bin eben aus Welschland zurückgekommen, mach' Sie nur auf, Ihr Mann wird nichts dawider haben. Ich hab' die Taschen voll, ich muß hinein. Ich werd' dort gewiß keinen Unfug anrichten, das sei Sie versichert.

(Sie macht auf. Er tritt herein in einem französischen Sammetkleide mit einer kurzen englischen Perücke, macht im Zirkel herum viel Scharrfüße und fängt folgendergestalten an:)

Meine werte Gesellschaft, ist es Ihnen gefälliger, zu lachen oder zu weinen. Beides sollen Sie in kurzer Zeit auf eine wunderbare Art an sich erfahren. (Kehrt sich weg, zieht einige Papiere heraus und murmelt die Expressionen, als ob er sie repetierte:) hell! destruction! damnation! (Darauf tritt er hervor und deklamiert in einem unleidlich hohlen Ton mit erstaunenden Kontorsionen.)

Herr Schmidt (ein Kunstrichter, steht vor ihm, beide Finger auf den Mund) gelegt.) Es ist mir, als ob ich die Engländer selber hörte.

Michaelis. Es ist unser deutscher Shakespeare.

Schmidt. Sehen Sie nur, was für wunderbare Vereinigung aller Vollkommenheiten, die das englische sowohl als das französische

Theater auszeichnen. Das griechische mit eingeschlossen. Ich wünschte Garricken hier.

Weiße (mit vielen Kratzfüßen sehr freundlich). So sehr es meiner Bescheidenheit kostet, mich mit in diesen Streit zu mengen, so muß ich doch gestehn, daß ich glaube, Herr Schmidt habe mich am richtigsten beurteilt.

Michaelis. Herr Schmidt ist unser deutscher Aristarch, er hört nicht auf das, was andere sagen, sondern fällt sein Urteil mit einer Festigkeit und Gründlichkeit, die eines Skaliger würdig ist.

Schmidt. O ich bitte um Vergebung, ich richte mich mit meinem Urteil immer nach der allgemeinen Stimme von Deutschland. Zu dem Ende korrespondiere ich mit den Pedellen von fast allen deutschen Akademieen, und bleibt mir nicht viel Zeit übrig, im Skaliger zu lesen und seine Manier anzunehmen. Ich bin ein Original.

Weiße. Belieben Sie nun noch ein Pröbchen von einer andern Art zu sehen. (Nimmt den Hut untern Arm und trippt auf den Zehen herum.) Mais mon Dieu! hi, hi, hi! (Im Soubrettenton.) Vous êtes un sot animal. (Trillert und singt.) Monseigneur, voyez mes larmes.

Eine Stimme aus dem Winkel. Das sollen Deutsche sein?

Schmidt. Sehen Sie doch, es ist mir, als ob ich in Paris wäre. Es ist wahr, alle die Züge sind nachgeahmt, aber mit solcher Delikatesse, als man die blaue Haut einer Pflaume anfaßt, ohne sie abzustreifen.

Michaelis. O wunderbarer Ausspruch eines wahren kritischen Genies. — — Ich habe solche Kopfschmerzen. Herr Schmidt, wollen Sie mich denn nicht auch kritisieren vor meinem Tode?

Schmidt. Mir sind die letzten Briefe ausgeblieben.

Michaelis. Ei, Sie sind ja wohl Manns genug, selber ein Urteil zu fällen. Sehen Sie, hier hab' ich auch eine Operette.

Schmidt. Nein, nein, erlauben Sie mir, das wag' ich nicht. Seit der selige Klotz vor mir die Hosen abgezogen hat, bin ich ein wenig geschröckt worden. Herr Lessing hat mir auch einmal einen Faustschlag unter die Rippen gegeben, won dem ich zehn Tage lang engen Atem behielt. Ich habe nachher alles anwenden müssen, die beiden Herren zu besänftigen: besonders Herrn Lessing zu gefallen, hab' ich wohl zehn Nächte nacheinander aufgesessen, um nach seiner Idee zehn englische Stücke in eines zu bringen, und der fürchterliche Plan hat mir eine solche Migräne verursacht, daß ich fürchte, Herr

Lessing hat sich auf die Art schlimmer an mir gerochen, als auf die erstere.

Michaelis. So muß ich denn wohl unbeurteilt sterben. Deinen Segen, deutscher Shakespeare!

Weiße (mit feiner Stimme, wie unter der Maske). Bon voyage, mon cher Monsieur! je vous suis bien obligé de toutes vos politesses.

Schmidt (aus den deutschen Literaturbriefen). Der Mann hat eine wunderbare Gabe, sich in allen Formen zu passen.

Siebente Szene.

Lessing, Klopstock, Herder treten herein, umarmt, Klopstock in der Mitte, in sehr tiefsinnigen Gesprächen, ohne Weißen gewahr zu werden.

Lessing. Was ist das, was haben die Leute? (Weiße macht seine Kunststücke fort.) Soll das Nachahmung der Franzosen sein oder der Griechen?

Weiße (scharrfüßelnd). Beides.

Lessing. Wißt ihr, was die Franzosen für Leute sind? Laßt uns einmal ihre Bilderchen besehen. (Tritt vor eine Galerie und examiniert.) Da zu hoch, da zu breit, da zu schmal, nirgends Zusammenhang, nirgends Ordnung, nirgends Wahrheit. Und das sind eure Muster?

Herder. Ich hörte da was von Shakespeare raunen. Kennt ihr den Mann? — — Tritt unter uns, Shakespeare, seliger Geist! steig herab von deinen Himmelshöhen.

Shakespeare (einen Arm um Herder geschlungen). Da bin ich.

(Weiße schleicht zum Tempel heraus. Sein ganzer Anhang folgt ihm. Jedermann drängt zu, Shakespearen zu sehen, einige fallen vor ihm nieder. Aus einer Reihe französischer Dramendichter, die auf einer langen Bank sitzen und alle kritzeln oder zeichnen, hebt sich einer nach dem andern wechselsweise hervor und guckt nach Shakespeare, setzt sich aber gleich wieder mit einer verachtungsvollen Miene und zeichnet fort nach griechischen Mustern.)

Klopstock (vor Shakespearen, sieht ihm lange ins Gesicht). Ich kenne dies Gesicht.

Shakespearen (schlägt den anderen Arm um Klopstock). Wir wollen Freunde sein.

Klopstock (umarmt ihn brünstig, zuckt auf einmal und sieht sich umher). Wo sind meine Griechen? Verlaßt mich nicht.

(Shakespeare verschwind't wieder. Herder wischt sich die Augen.)

Herder (in sanfter Melancholie vorwärts gehend). Was der Junge dort haben mag, der so im Winkel sitzt und Gesichter über Gesichter schneid't. Ich glaub', es gilt den Franzosen. Bübchen, was machst du da, (Lenz steht auf und antwortet nicht) was ist dir?

Lenz. Es macht mich zu lachen und zu ärgern, beides zusammen.

Herder. Was denn?

Lenz. Die Primaner dort, die uns weismachen wollen, sie wären was, und der große hagere Primus in ihrer Mitte, und sind Schulknaben wie ich und andere. Zeichnen da ängstlich und emsig nach Bildern, die vor ihnen liegen, und sagen, das soll unsern Leuten ähnlich sehen. Und die Leut' sind solche Narren und glauben's ihnen.

Herder. Was verlangst du denn?

Lenz. Ich will nicht hinterherzeichnen — oder gar nichts. Wenn Ihr wollt, Herr, stell' ich Euch gleich ein paar Menschen hin, wie Ihr sie da so vor Euch seht. Was den Alten galt mit ihren Leuten, soll uns doch auch gelten mit unseren.

Herder (gütig). Probiert's einmal.

Lenz (kratzt sich in den Kopf). Ja da müßt' ich einen Augenblick allein sein.

Herder. So geh' in deinen Winkel, und wenn du fertig bist, bring' mir's.

(Lenz kommt und bringt einen Menschen nach dem andern keichend und stellt sie vor sie hin.)

Herder. Mensch, die sind viel zu groß für unsre Zeit.

Lenz. So sind sie für die kommende. Sie sehn doch wenigstens ähnlich. Und Herr! die Welt sollte doch auch itzt anfangen, größere Leute zu haben als ehemals. Ist doch so lang gelebt worden.

Lessing. Eure Leute sind für ein Trauerspiel.

Lenz. Herr, was ehemals auf dem Kothurn ging, sollte doch heutzutag' mit unsern im Sokkus reichen. So viel Trauerspiele sind doch nicht umsonst gespielt worden, was ehemals grausen machte, das soll uns lächeln machen.

Lessing. Und unser heutiges Trauerspiel?

Lenz. O da darf ich nicht mal nach heraufsehn. Das hohe Tragische von heut, ahndet ihr's nicht? Geht in die Geschichte, seht einen emporsteigenden Halbgott auf der letzten Staffel seiner Größe gleiten oder einen wohltätigen Gott schimpflich sterben. Die Leiden griechischer Helden sind für uns bürgerlich, die Leiden unserer sollten sich einer verkannten und duldenden Gottheit nähern. Oder führtet

ihr Leiden der Alten auf, so wären es biblische, wie dieser tat (Klopstock ansehend), Leiden wie der Götter, wenn eine höhere Macht ihnen entgegenwirkt. Gebt ihnen alle tiefe, voraussehende, Raum und Zeit durchdringende Weisheit der Bibel, gebt ihnen alle Wirksamkeit, Feuer und Leidenschaften von Homers Halbgöttern, und mit Geist und Leib stehn eure Helden da. Möcht' ich die Zeiten erleben!

Klopstock. Gott segne dich!

Goethe (springt von hinten zu und umarmt ihn). Mein Bruder.

Lenz. Wär' ich alles dessen würdig! Laßt mich in meinen Winkel! (Auf dem halbem Wege steht er still und betet.) Zeit! du große Vollenderin aller geheimen Ratschlüsse des Himmels, Zeit, ewig wie Gott, allmächtig wie er, immer fortwirkend, immer verzehrend, immer umschaffend, erhöhend — laß mich — laß mich's erleben. (Ab.)

Klopstock, Herder und Lessing. Der brave Junge. Leistet er nichts, so hat er doch groß geahndet.

Goethe. Ich will's leisten. —

Eine Menge junger Leute stürmen herein mit verstörten Haaren:

Wir wollen's auch leisten.

(Bringen mit Ungestüm Papier her, Farben her, schmieren Figuren zusammen, heben die Papiere hoch empor:)

Sind sie das nicht?

Goethe. Hört, lieben Kinder! ich will euch eine Fabel erzählen. Als Gott, der Herr, Adam erschuf, macht' er ihn aus Erde und Wasser sehr sorgfältig, bildete alle seine Gliedmaßen, seine Eingeweide, seine Adern, seine Nerven, blies ihm einen lebendigen Odem in die Nase, da ging der Mensch herum und wandelte und freute sich, und alle Tiere hatten Respekt vor ihm. Kam der Teufel, sagte: „Ei was eine große Kunst ist denn das, solche Figuren zu machen, darf ich nur ein bissel Mörtel zusammenkneten und darauf blosen, wird's gleich herumgehn und leben und die Tiere in Respekt erhalten." Tät er dem auch also, pappte eine Menge Leim zusammen, rollt's in seinen Händen, behaucht' und begeiferte es, blies sich fast den Otem aus, fu fi fi fu — aber gesfizzen wor nit gemohlen.

Letzter Akt.

(Gericht.)

Nacht. Geister. Stimmen.

Erste Stimme. Ist Tugend der Müh' wert?

Zweite Stimme. Machen Künst' und Wissenschaften besser?

Eine Menge Geister (rufen). Tugend ist der Müh' nicht wert,

Eine Menge Geister (rufen). Künst' und Wissenschaften machen schlechter.

Weltgeist. Eßt, liebt und streitet! euer Lohn ist sicher.

Ewiger Geist. Euer Lohn ist klein. — Schaut an Klopstock, der auf jene steinichten Pfade Rosen warf. Der muß tugendhaft gewesen sein, der von gegenwärtigem Genuß auf seine Brust hinverweisen kann, auf sein Auge gen Himmel gewandt. Schaut an Herdern, der jene Labyrinthe mit einem ebnen Wege durchschnitt, die nur immer um Künste herum, nie zur Kunst selber führten. Tausend Unglücklichen, Verirrten ein Retter, die sonst nicht wußten, wo sie hinauswollten, und in dieser tödlichen Ungewißheit an den Felsenwänden kratzten. —

Wer von euch schweigt, bekennt, er sei nicht fähig, euch zu loben. Schweig, Säkulum!

* * *

Lenz (aus dem Traum erwachend, ganz erhitzt). Soll ich dem kommenden rufen?

Theodor Hermann Pantenius

Arent Claessen's Neujahrsgeschenk

Es war um die Zeit, da das Jahr unsers Herrn 1603 in das Jahr 1604 übergehen wollte, als der Apotheker des Großfürsten Boris Godunow, Herr Arent Claessen, aus seinem in der deutschen Vorstadt von Moskau gelegenen Hause auf den zu demselben gehörenden Hof hinaustrat. Vor der Treppe hielten zwei Schlitten. Der Hengst vor dem ersten war ein prachtvoller Schimmel, ein Geschenk des Großfürsten, und der Junge, der auf ihm saß, war auch so fein im Zeug, daß er von dem Bärenfell, mit dem der Schlitten bedeckt war, nicht abstach. Das andere Gespann war einfacher, und man sah auf den ersten Blick, daß es für den Diener bestimmt war, immerhin hätte mancher russische Landedelmann viel darum gegeben, den Fuchs sein eigen nennen zu können, denn auch dieser stammte aus des Großfürsten Gestüt. Mehrere russische Diener waren damit beschäftigt, einige aus Bast geflochtene Körbe, die Lebensmittel enthielten, an dem hintern Teil der Schlitten zu befestigen.

Zugleich mit Arent Claessen trat auch dessen Ehefrau, Ilsabe Behrend, von der mit einem Dache versehenen Treppe her auf den Hof. Als sie die Körbe gewahr wurde, befahl sie den Dienern von ihrer Arbeit zu lassen und ein paar Säcke herbeizuholen. „Tut jeden Korb zuvor in einen Sack," befahl sie, „und füllt diesen dann bis zum Rand mit Heu. So sieht Niemand, daß der Herr etwas mit sich hat, was man essen kann."

Aus „Kurländische Geschichten". J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. Zweites Tausend.

Arent Claessen nickte seiner Frau mit einem freundlichen Lächeln zu. „Du bist klug wie immer,“ sagte er. Dann wandte er sich nach der Haustüre um: „Wo bleibt der Hans?“

Dieser trat eben, mit einer schweren Muskete in der Hand, aus dem Hause. Er war ein Lette, war seinerzeit mit einem Livländer von Adel aus Kurland nach Moskau gekommen und stand nun schon seit zwanzig Jahren im Dienste Arent Claessens. „Verzeiht, Herr,“ sagte er, „daß ich Euch warten ließ, ich wollte aber noch ein Dutzend Kugeln mehr einstecken.“

„Mehr?“ fragte Herr Arent lächelnd. „Oder hat es mit diesen Kugeln eine besondere Bewandtnis?“

„Nun, Herr,“ erwiderte Hans offen, „diese Kugeln sind an drei Freitagen nacheinander gegossen. Die treffen!“

„Ihr seit ein unverständiger, abscheulich abergläubischer Mann, Hans,“ sagte Frau Ilsabe. „Schämt Ihr Euch nicht, Ihr, ein Christenmensch, wenn auch ein undeutscher, an solche heidnische Tagwählerei zu glauben. Aber ich will es Euch um Eurer großen Treue willen verzeihen. Hütet mir auch jetzt meinen lieben Herrn und bringt ihn gesund und wohl wieder heim.“

„Das will ich mit Gottes Hilfe wohl tun,“ erwiderte Hans, trat an den Schlitten und schlug die Bärendecke zurück. Herr Arent umhalste noch einmal sein Weib, blickte ihm in die lieben blauen Augen und legte sich dann der Länge nach auf die weichen Felle, mit denen der Schlitten ausgeschlagen war. „Soll ich dir ein Neujahrsgeschenk mitbringen?“ fragte er behaglich, während seine Frau die Bärendecke über ihn breitete.

„Ja, Arent, einen Schatz,“ erwiderte sie lächelnd und trat zurück.

„Ist alles fertig?“ fragte Herr Arent. „Hans, ist auch der Tag gut?“ rief Frau Ilsabe.

„Der Dienstag ist der beste Tag für den Beginn einer Reise, Frau. Alles fertig Herr!“

Zwei russische Diener öffneten das Tor, und die Schlitten fuhren vom Hofe, daß der Schnee um sie herstob.

Frau Ilsabe blieb noch einen Augenblick stehen und blickte auf die sich wieder schließenden Torflügel. Mit einem schweren Seufzer wandte sie sich dann dem Hause zu. Sie war eine tapfere Frau und das Kind einer rauhen Zeit, aber es wollte etwas heißen in diesen Tagen, sein Liebstes auf einer von Moskau ausgehenden Landstraße zu wissen.

Als Frau Ilsabe in ihrem Zimmer allein war, sank sie nieder auf ihre Knie, reckte die gefalteten Hände gen Himmel und flehte: „Erhalte ihn mir, barmherziger Gott, den köstlichen Schatz, den du mir verliehen hast. Führe ihn durch Hunger und Kummer unverletzt zurück in meine Arme! Laß das mein Neujahrsgeschenk sein, und ich will dir danken, so lange ich lebe."

Es war aber damals ein furchtbarer Hunger und Kummer, nicht allein durch ganz Rußland, sondern bis weit nach Litauen hinein, und selbst noch in Kurland ward mancher Mann und manches Weib damals mit Feuer verbrannt, weil sie ihren Mitchristen nächtlicher Weile erschlagen und sein Fleisch gegessen hatten. „Diese Teuerung," berichtet ein Zeitgenosse, „fing an anno 1601 und dauerte bis ins 1604. Jahr, da eine Tonne Roggen zu zehn oder zwölf Florin galt (sonst pfleget eine Tonne nicht mehr als ein Viertel Florin zu gelten) und die Hungersnot im ganzen Lande durch und durch größer war, als die Not bei Belagerung der Stadt Jerusalem, davon im Josepho zu lesen. Mit Gott und der Wahrheit zu bezeugen, habe ich's mit meinen Augen gesehen, daß Menschen auf der Gasse gelegen, im Sommer Gras und im Winter Heu wie das Vieh gefressen. Etliche sind tot gewesen und in ihren Mäulern Heu und Stroh gestecket. Unzählig viel Kinder sind von ihren Eltern und die Eltern von ihren Kindern, auch der Gast vom Wirt und hinwiderum der Wirt vom Gast ertötet, geschlachtet, gekocht, das Menschenfleisch klein gehacket, in Piroggen, das sind Pasteten, verbacken, auf dem Markt für ander Tierfleisch verkauft und aufgefressen, daß ein Wandermann sich zur selbigen Zeit wohl hatte vorzusehen, bei wem er zur Herberge einkehrte. Wie nun solcher erschrecklicher und unmenschlicher und in einiger Region nimmer erhörter Mord, aus so grausamer Teuerung und Hungersnot verursacht, auskömmt und auch in allen Gassen täglich so viel toter Leichname, die Hungers gestorben, gefunden worden, und es dem Großfürst Boris gemeldet wird, gedachte er solchem Uebel und Strafe Gottes mit seiner Schatzkammer vorzukommen und ließ in der äußersten Stadt Mauern vier große Plätze verschränken, darinnen sich täglich morgens früh die Armen in der Stadt Moskau versammelten. Da wurde einem jeden Menschen an Geld ein Pfennig gegeben, davon gehen 36 auf einen gemeinen Thaler. Von solchen Beneficien wurden die armen Bauersleute auf dem Lande verursacht, zu Hause alles stehen und liegen zu lassen, um solch ein Geld auch zu empfangen,

mit Weib und Kind nach der Moskau zu laufen. Es hatte sich des armen Volkes dahin so häufig gesammelt, daß täglich bei 13,888 Thaler mußten aufgehen. Das währte die ganze Zeit über, und mochte gleichwohl keine Linderung der Teuerung gespürt werden. Täglich wurden auf den Straßen hin und wieder soviel hundert Tote auf Befehl des Kaisers aufgesammelt und mit so vielen Wagen hinausgeschleppt, daß es anzusehen, (das magst Du glauben) sehr grausam und erschrecklich war. Ich bin von wahrhaftigen Kanzlei-Schreibern und Kaufleuten berichtet worden, daß allein in der Stadt Moskau solche theure Zeit über 500,000 Menschen Hungers gestorben."

So berichtet unser Gewährsmann. Andere Berichterstatter aus jenen Tagen fügen hinzu, daß die Wälder voller Leute waren, die in ihrer Verzweiflung zum Räuberhandwerk griffen und um die Wette mit den Wölfen alles überfielen, dessen sie Herr werden zu können vermeinten.

Trotzdem fuhr Arent Claessen seines Weges, ohne sich großer Sorge hinzugeben. An Ausländer wagten sich russische Räuber nicht leicht, dazu flößten ihnen deren Musketen einen allzu großen Respekt ein. Mit einer solchen wußte auch unser Herr Arent gut umzugehen, wie er denn, wenn es sich so fügte, gern den Gelehrtenrock auszog und ihn mit dem Elen-Koller des Kriegsmannes vertauschte. In der Schlacht bei Dobrinitschi, in der des falschen Demetrius Laufbahn um ein Haar ein frühes Ende fand, war er später unter den tapfern Reitern des Kapitän Margeret einer der tapfersten.

Während der Schlitten über die glatte Bahn der Landstraße dahinflog, hing Arent Claessen, auf dem Rücken liegend und die Augen auf den wolkenlos blauen Himmel gerichtet, seinen Gedanken nach. Es fror nicht stark und es war ganz windstill, so das nichts ihn von diesen abzog.

Es war nun vierzig Jahre her, seit er als blutjunger Mensch aus Groningen nach Moskau gekommen war. Damals herrschte Iwan der Schreckliche über Rußland, und seine Eisenfaust lag schwer auf den Großen des Landes, der geringe Mann aber hatte nichts zu befürchten, und der Ausländer fand, wenn er tüchtig und bescheiden war, an ihm einen Gönner. Da es sich nun so fügte, daß Herr Arent dem nachherigen Zaren Boris Godunow, als dieser noch Bojar war wie andere auch, sich gefällig erweisen konnte, so wurde er von diesem, der ohnehin ein Freund der westeuropäischen Bildung war, in jeder Weise begünstigt. Schon unter dem Zaren Feodor erhielt er ein

stattliches Lehngut von 40 Bauern an der Straße nach Jaroslaw zu, und als nun gar Boris selbst seinem Schwager in der Regierung folgte, hatte Arent gute Tage. Er genoß sie nicht allein, denn er hatte, sich schon bald, nachdem er zu einer angesehenen Stellung gelangt war, mit Ilsabe Behrend, der Tochter eines gefangenen Livländers aus Narwa, vermählt. Das war nun das Beste, was er tun konnte, sintemalen Herr Arent jetzt, nachdem ihre Ehe zwanzig Jahre gewährt hatte, der Meinung war, es habe niemals seit die Welt stand, ein Weib gegeben, das seiner Ilsabe auch nur die Schuhriemen zu lösen würdig gewesen wäre.

So hätte denn Herr Arent ganz glücklich sein können, wenn Gott, der ihn sonst so reich gesegnet hatte, ihm nicht einen Segen vorenthalten haben würde, den Kindersegen nämlich. Für die Goldrollen, die Herr Arent alljährlich bei sich bietender sicherer Gelegenheit in seine Heimat schaffen ließ, war kein Erbe da. Herr Arent selbst litt nicht allzusehr darunter, Frau Ilsabe aber war es ein immer neuer Schmerz, daß sie, die doch sonst ihrem Gemahl jeden Wunsch erfüllte, noch ehe er ihm selbst recht zum Bewußtsein gekommen, in diesem Punkt außer Stande war, das Verlangen seines Herzens zu erfüllen. Wohl hatte Herr Arent ihr den Vorschlag gemacht, eine deutsche Waise an Kindesstatt aufzunehmen, Frau Ilsabe wollte aber davon nichts wissen. „Ist es Gottes Wille," erwiderte sie, „daß wir dereinst abscheiden sollen, ohne Leibeserben zu hinterlassen, so wollen wir unser Kreuz geduldig tragen und unsere Habe denen hinterlassen, von denen unser Heiland sagt, daß, wer sie aufnimmt in seinem Namen, ihn aufnimmt. Will er aber meine Gebete erhören, so wird er schon Mittel und Wege finden, mir zu einem Kinde zu verhelfen, wie einst Sarah, dem Weibe Abrahams."

An alles dieses dachte Arent Claessen, während die Wintersonne in dem Schnee viele tausend Edelsteine erglänzen ließ, und dieser unter den Schlittenhufen knirschte und schrie, daß es eine seltsame, eintönige Melodie ergab. Er dachte dann auch an die Anordnungen, die er auf seinem Gute treffen wollte. Es war dringend notwendig, daß in solcher Zeit des Herrn Auge hin und wieder dort nach dem Rechten sah.

Die Landstraße, auf der die Schlitten dahinfuhren, war keineswegs unbelebt, sie begegneten vielmehr zahlreichen Bauern, die einzeln oder in kleinen Gruppen der Hauptstadt zuwanderten. Es waren meist jammervolle, von Hunger und Kummer ausgemergelte Gestalten, die,

wenn der Schimmel sie erreichte, in den Schnee niedersanken und mit kläglichen Stimmen um ein Almosen flehten, aber weder Herr Arent noch Hans richteten sich in ihren Schlitten auf, wenn solche jämmerliche Litaneien an ihr Ohr schlugen. Man war damals an sie allzusehr gewöhnt, und wer konnte auch bei so allgemeiner Not allen helfen!

Um die vierte, d. h. in dieser Jahreszeit um die Mittagsstunde, erreichte man einen Krug, der am Rande eines großen Waldes lag, den man durchfahren mußte. Hier wurde zu längerer Rast eingekehrt. Der Krüger ging seinem vornehmen Gast bis vor die Tür entgegen, griff mit den Händen zur Erde in den Schnee, verneigte sich dann tief und bat, seinem niederen Dache die Ehre zu erweisen und bei ihm einzukehren. Da der Mann einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck machte, hielt Herr Arent es für klüger, seine Körbe an ihrem Platz zu lassen und sich mit der Sauerkrautsuppe und dem zur Hälfte aus Baumrinde bestehenden Brot zu begnügen, welches beides ihm nach längeren Verhandlungen vorgesetzt wurde. Als er dann, aufbrechend, dem Wirt zu dem ausbedungenen Preise noch ein reichliches Trinkgeld gab, sagte dieser, indem er das empfangene Geld in den Mund nahm: „Ihr müßt Euch im Walde wohl vorsehen, gnädiger Herr, denn heute morgen kam hier ein junger Edelmann aus der Gegend von Jaroslaw durch, den hatten Iwaschko und seine Räuber so rein ausgeplündert, daß er nichts an sich behalten hatte, als sein Hemd."

Herr Arent und Hans schütteten darauf frisches Pulver auf die Pfannen ihrer Musketen und hießen die Jungen auf den Pferden wohl acht geben. Sie legten sich auch nicht wieder in die Schlitten, sondern knieten in denselben und blickten während der Fahrt scharf über den hohen Bug, der ihnen im Falle eines Angriffs eine treffliche Deckung bot. Sei es nun aber, daß Iwaschko und seine Gesellen anderweitig beschäftigt waren oder sei es, daß sie sich nicht an einen Mann wagten, von dem nach dem Biberfell, das vom Chomut des Pferdes herabhing, anzunehmen war, daß er ein Beamter des Zaren war, jedenfalls erreichten unsere Reisenden nach dreistündiger scharfer Fahrt ungefährdet das andere Ende des Waldes und befanden sich nun auf einer Landstrecke, die, völlig baumlos, Räubern keinerlei Versteck bot. Unheimlich blieb die Gegend immerhin, denn die zahlreichen und großen Dörfer, durch die man fuhr, erschienen völlig menschenleer. Aus keiner Haustüre quoll Rauch, kein Hund bellte, kein Mensch ward sichtbar. Sämtliche Einwohner waren offenbar längst nach Moskau

gegangen, um sich dort mit des Zaren Almosen notdürftig das Leben zu erhalten oder zu verhungern, wenn Gott und der heilige Nikolaus es so wollten.

Als die Dämmerung hereinbrach, hatten unsere Reisenden eben ein großes Dorf, das wieder ganz menschenleer erschien, durchfahren und sahen in weiter Ferne die Umrisse eines anderen auftauchen. Der Wald näherte sich hier wieder der Straße und sandte seine Ausläufer in der Form von mit Wacholderbüschen bestandenem Unland bis unmittelbar an sie heran. Die Jungen auf den Pferden wurden ängstlich und trieben die ermüdeten Tiere durch Hiebe mit ihren kurzen Peitschen zu schnellerem Laufe an. Plötzlich stutzte der Schimmel und blieb so jäh stehen, das sein Reiter gegen das Krummholz geworfen wurde, und der Fuchs weiter hinten um ein Haar in den Schlitten des Herrn Arent hineinsprang.

Mitten auf der Straße lag ein Gegenstand, der in der Dämmerung wie ein zusammengerollter Wolf aussah, sich aber durchaus nicht bewegte. Herr Arent sprang aus dem Schlitten und verhielt sich, das Gewehr schußfertig im Arm, eine Weile beobachtend. Dann ging er an den ängstlich schnaubenden Hengste vorbei mutig auf das geheimnißvolle Etwas zu, und Hans folgte ihm, nachdem er den kurzen Säbel an seiner Seite gelockert hatte.

Als die beiden Männer nahe genug herangekommen waren, sahen sie, daß sie einen alten, zerrissenen Schafpelz vor sich hatten, der einen menschlichen Körper bedeckte. Sie schlugen den ersteren zurück und gewahrten ein etwa sechsjähriges Mägdelein, das lang ausgestreckt und völlig leblos auf dem Schnee lag. Das goldblonde Haupthaar, das völlig aufgelöst auf die Schultern herabhing, umrahmte ein Antlitz, dessen Liebreiz aller erlittene Hunger und Kummer nicht auszulöschen vermocht hatten.

Von innigstem Mitleid ergriffen, hob Herr Arent die Kleine auf seinen starken Arm empor und legte sein Ohr auf ihre Brust. Es war ihm, als ob er durch das dünne Hemdchen einen Herzschlag verspürte.

„Das arme kleine Ding ist erfroren,“ sagte Hans teilnahmvoll und ergriff mit seiner derben, in einem wollenen Fausthandschuh steckenden Rechte die steif herabhängenden Händchen des Kindes. „Die Waldmutter wird es von Hause fortgelockt haben, und es wird dann auf dem Wege weiter gewandert sein, bis es nicht mehr fortkonnte, hinsank und erfror. Die Waldmutter liebt solche kleine Mädchen.“

Herr Arent hörte diese Worte. Er hörte auch das Krächzen einer Nebelkrähe, die über die Gruppe hinflog und das Schnauben der Rosse, aber diese Töne nahm er gleichsam unbewußt wahr. Was er wirklich zu hören glaubte, und zwar mit seinem innersten Herzen, war ein ganz leiser Pulsschlag.

„Schweige!" flüsterte er und horchte, als ob an diesem Pulsschlag sein Leben hing. Und es war, als ob mit ihm nicht nur sein Diener, sondern auch die Natur den Atem anhielt, um auf den Pulsschlag dieses kleinen Wesen zu lauschen, das doch eben noch so einsam und verlassen dagelegen wie ein Stein, der von einer Fuhre auf den Weg gefallen.

„Sie lebt!" rief Herr Arent freudig.

Er wickelte die Kleine wieder in den zerrissenen Pelz, trug sie dann in seinen Schlitten und bettete sie warm und weich zwischen dem mit Rauchwerk ausgeschlagenen Boden und der Decke von Bärenfell.

„Herr, gebt sie mir," bat Hans.

„Vorwärts!" rief Herr Arent.

Der Junge schwenkte die Peitsche. „Vorwärts, du meine Seele, du mein Täuberich," rief er dem Schimmel zu. „Zeige mein Engelchen, daß du aus des Zaren Marstall stammst! Vorwärts mein Seelchen, wenn du nicht willst, daß die Wölfchen dir die Schenkel aufreißen und dein weißes Fleisch fressen!"

Es war, als ob der Schimmel seinen Reiter verstand. Lang ausgestreckt, griff er mächtig aus, daß der Schnee in Klumpen unter seinen Hufen weg über den Schlittenbug um Herrn Arents Haupt flog.

„Wanka," rief Herr Arent, der um des Kindes willen auf dem Rande des Schlittens saß, so daß seine Füße nach außen herabhingen, „gib scharf acht, ob nicht irgendwo noch Menschen hausen!"

Die Schlitten hatten den Anfang der Dorfstraße erreicht, und die Jungen ließen die Pferde langsamer gehen. Rechts und links vom Wege hoben sich, aus unbehauenen Balken roh gefügt, mit Brettern gedeckt, die niedrigen grauen Hütten von dem weißen Hintergrunde des Schnees ab, aber alles blieb totenstill. So war man bis zu der in der Mitte des Dorfes liegenden Kirche gekommen, als Wanka, der Junge auf dem Fuchs, plötzlich rief: „Ich sehe einen Lichtschein!" Auch Herr Arent und Hans hatten es in einem neben der Kirche etwas abseits vom Wege liegenden Gebäude aufleuchten sehen. Sie glitten aus den Schlitten und eilten, die Musketen im

Arm, auf das Haus zu. Richtig, durch die Spalten der geschlossenen Läden fiel roter Schimmer.

„He, — Ihr Christenleute," rief Herr Arent, indem er mit der Faust gegen die Tür schlug, „macht auf, im Namen des Zaren!"

Ein Lichtschein viel nun auch durch die untere Türspalte, ein schlürfender Schritt wurde vernehmbar und eine greisenhaft klingende Stimme rief: „Um Christi willen, geht Eures Weges mit Gott, Christen! Hier ist nichts zu haben."

„Sie halten uns für Räuber," sagte Wanka vom Schimmel herab und lachte.

„Macht auf," rief Herr Arent nochmals. „Wir sind gute Leute, Diener des Zaren, und Ihr habt nichts zu befürchten."

Hinter der Türe flüsterte man. Dann wurde der hölzerne Riegel zurückgeschoben, und in der Türe erschien ein in einen alten zerrissenen Schafpelz gehüllter Greis, der einen brennenden Kienspan in der Hand hielt. Hinter ihm standen zwei Weiber und blickten aus tief in den Höhlen liegenden Augen halb erschreckt und halb neugierig auf die Fremden. Sie sahen so abgezehrt aus, daß sich ihr Alter schlecht erraten ließ, aber sie mochten eher jung als alt sein.

Herr Arent schlug die Bärendecke zurück, hob das Kind, das noch immer bewegungslos alles mit sich geschehen ließ, aus dem Schlitten und trug es in das Zimmer. In diesem herrschte eine Hitze, die ihm den Atem benahm, aber das war ihm für seinen Schützling ganz recht. Er legte diesen in seiner Umhüllung auf die weit vorspringende Ofenbank, schlug dann seinen Pelz zurück und erklärte den Hausbewohnern, die ihm gefolgt waren, die Sachlage. Die drei schlugen ein Kreuz gegen das Heiligenbild in die Ecke hin. Dann sagte der Greis: „Wenn wir nur Branntwein hätten! Aber es ist kein Tropfen im Hause."

Hans kam mit dem einen der Säcke herein, riß das Heu heraus und ließ ihm langsam den Korb folgen. Als Herr Arent den Deckel zurückschlug und der aus Schinken, Eiern und Brot bestehende Inhalt sichtbar wurde, stieß das eine der Weiber einen seltsamen Schrei aus, der sich fast wie ein grelles Lachen anhörte, das andere aber packte Herrn Arents Arm fest wie mit einer Eisenklammer. Der Greis bewahrte seine Haltung, aber seine Augen funkelten wie Kohlen.

„Wartet noch einen Augenblick," sagte Herr Arent, „Ihr sollt gleich so viel essen wie Ihr wollt, laßt mich aber erst die Branntweinflasche herausholen. So, da ist sie — aber wartet —"

Er zog sein Dolchmesser und schnitt das eine Laib in drei Teile. Die beiden Weiber griffen zu und bissen mit ihren weißen Zähnen in das Brot wie halb verhungerte Tiere. Der alte Mann warf sich erst vor dem Heiligenbilde nieder, bekreuzigte sich dreimal, brach das Brot und biß dann auch hinein.

Herr Arent wandte sich von den Dreien ab und dem Kinde zu. Während er diesem Branntwein auf die Lippen strich, rannen ihm zwei große Tränen in den Bart.

Hans sah sich unterdessen in der Stube um. Sie war verhältnißmäßig groß und hoch, und der Ofen hatte eine Esse. Sie mochten sich wohl bei dem früheren Dorfschulzen befinden.

Hans fragte, ob sich wohl Platz für die Pferde im Stall finde, und der Greis folgte ihm, eifrig kauend, auf die Flur und die Straße.

Die Weiber hatten ihr Brot in unglaublich kurzer Zeit heruntergeschlungen, der wildeste Heißhunger war gestillt und Anstandsgefühl und Mitleid erwachten. Sie traten zu dem Kinde, dessen Kopf Herr Arent unterdessen auf seinen Schoß gebettet hatte, und das eine rieb ihm leise die Fußsohlen, während das andere seine Arme die Bewegung eines fliegenden Vogels machen ließ. Herr Arent hieß das letztere schnell heißes Wasser herbeischaffen und vermischte dieses mit etwas Branntwein; davon flößte er dem Kinde mit einem Holzlöffel eine kleine Gabe ein.

Nach einiger Zeit schlug die Kleine die Augen auf und blickte staar auf die Gesichter, die sich über sie neigten. Herr Arent befahl Hans, der mittlerweile wieder in die Stube gekommen war, dem einen Weibe Mehl zu geben, damit es eine Suppe herstelle. Von dieser wurde dann von Zeit zu Zeit dem Kinde, das die Augen wieder geschlossen hatte, ein wenig in den Mund gegossen.

Herr Arent befahl, daß den Frauen reichlich von den Lebensmitteln mitgeteilt würde. Sie eilten zu dem auf der Flur befindlichen Herde und man hörte sie eifrig um das schnell entzündete Feuer hantiren. Nach einiger Zeit kamen auch der Greis und die Jungen herein. Der erstere holte eine alte grobe Wolldecke und verhing damit die Fensteröffnung von innen. „Wenn Vorübergehende wüßten was wir hier haben," sagte er, „sie fräßen es uns weg und uns selber dazu."

Herr Arent hatte sich von Hans den Pelz abnehmen lassen und sah nun still zu, wie die halb Verhungerten alles, was ihnen geboten wurde, mit gleicher Hast herabschlangen: die Brühe, das Brot, den Schinken, die hartgekochten Eier. Dann wieder blickte er auf das bleiche Kinderantlitz in seinem Schoße herab, und die abgehärmten feinen Züge rührten ihn unbeschreiblich. Er sah sie nicht zum erstenmal. Vor vielen, vielen Jahren hatte er als Knabe sie schon erblickt, als sein einziges, heißgeliebtes Schwesterchen, das „Meisgen," wie alle sie nannten, im Sterben lag.

Als an dem Tisch alles, was auf ihm stand, aufgegessen war, brachte Hans den Alten zum Sprechen. Mit eintönigem Tonfall erzählte der Greis, wie der Hunger und Kummer im ersten Jahre begann; wie sie dann in dem zweiten ihr Vieh schlachteten; wie sie in dem dritten auch ihre Pferde verzehrten, und wie sie endlich ihren Hunden, ihren Katzen, den Ratten und Mäusen den Garaus machten. Zwei seiner Söhne und seine beiden Schwiegersöhne waren schon im zweiten Jahre nach Moskau gewandert, und man hatte nie wieder von ihnen gehört. Die Kinder der beiden Frauen waren im Elend zu Grunde gegangen. Nun waren sämtliche Dorfbewohner verlaufen. „Herr," schloß der Alte, „als sie anfingen Kalbfleisch zu essen, da wußte ich, daß es nun bei uns so werden würde wie in Sodom und Gomorra. Was war auch alles andere dagegen!"

„Ihr haltet das für eine so große Sünde?" fragte Hans.

„Herr," war die Antwort, „der alte Zar ließ jeden lebendig verbrennen, der also sündigte. Und er wußte, was recht war. Er, der Gottgeweihte! Daran erkennt man aber den gerechten Gott: wollen die Rechtgläubigen Kalbfleisch essen, so läßt er sie lieber sich selber auffressen wie die Wölfe im Walde."

Die Kleine seufzte tief auf. „Mütterchen!" rief sie, „Mütterchen!"

Aller Augen wandten sich ihr zu.

„Sei nur ruhig, deine Mutter kommt bald," sagte Herr Arent leise. Wie sie ihn so ansah, mit einem Blick voll stummer Qual, war sie ganz sein „Meisgen."

Sie war mittlerweile voll zum Bewußtsein gekommen und machte den Versuch, sich aufzurichten. Herr Arent half ihr, und sie saß schließlich, von seinem Arm umschlungen und ihren Kopf an seine Brust gestützt, neben ihm auf der Ofenbank. Ihre Augen flogen von einem der fremden Gesichter zum andern. Das Gefühl völliger Ver-

lassenheit überwältigte sie; sie richtete sich auf, umklammerte Herrn Arents Arm und brach in lautes Schluchzen aus.

Keiner der Anwesenden blieb unbewegt. Die Rechtgläubigen bekreuzigten sich, Hans fuhr sich mit der Rechten über die Augen.

„Hol' mich der Teufel, die Hitze hier treibt einem die Tränen ins Auge," sagte er.

„Warst du mit deiner Mutter unterwegs?" fragte Herr Arent so sanft, als wäre er selbst eine solche.

Die Kleine nickte.

„Ihr kommt aus Euerm Dorf?"

„Ja."

„Und Ihr wolltet nach Moskau?"

„Ja."

„Ihr verließt Euer Dorf, weil Ihr nichts mehr zu essen hattet?"

„Ja."

„Dein Vater ist tot?"

„Ja."

„Deine Mutter begleitete dich, bis du nicht mehr gehen konntest?"

„Ja."

„Und als du nicht mehr weiter konntest, was tat sie da?"

Verzweifeltes Schluchzen.

„Schlug sie dich, damit du weiter gingst?"

„Nein, nein!"

„Ja."

„Deckte sie dich da mit dem Pelz zu?"

„Herr, sie wird das Kind nicht haben sterben sehen können und wird in den Wald gelaufen sein," sagte das eine Weib leise.

„War es so?"

Schluchzen.

„Wie heißt du?"

„Ännchen."

Herr Arent hob die Kleine auf den Schoß. Ihr langes Haar lag auf seinem Arm wie lauteres, helles Gold.

„Ich will dich zu einer Mutter bringen," sagte Herr Arent mit fester Stimme. „Du sollst das Neujahrsgeschenk sein, das ich ihr mitbringe."

Sein Entschluß war gefaßt. Der Fall, den Frau Ilsabe als möglich vorausgesehen hatte, war eingetreten. Der Herr hatte einen Weg gefunden, ihnen beiden zu einem Kinde zu verhelfen.

Er war nun wieder ganz der alte klare Arent. Unter seiner Leitung bereiteten die Weiber der Kleinen ein leidliches Lager auf der Ofenbank. Dann richteten auch die andern sich, so gut sie konnten, eine Ruhestätte her, und bald lagen alle in tiefem Schlaf. Nur Herr Arent wachte noch lange und überlegte, wie er das Kind nach Moskau schaffen konnte. Bis zu seinem Gut hatte er noch zwei Tagereisen. Daß die Kleine mit ihren geschwächten Kräften eine so weite Winterreise nicht aushalten konnte, lag auf der Hand. Er mußte deshalb morgen nach Moskau zurück und sich von seinem Vorgesetzten einen neuen Urlaub erbitten. Das war, obgleich der betreffende Bojar, Iwan Godunow, ein Vetter des Großfürsten, Herrn Arent sehr wohlgesinnt war, immerhin mit lästigen Förmlichkeiten verbunden. Oder konnte er Ännchen für die Zeit seiner Winterreise bei seinen jetzigen Wirten lassen? Diese machten eigentlich den Eindruck von anständigen, guten Menschen. Wenn er sie reichlich mit Lebensmitteln versah, war anzunehmen, daß sie die Kleine bis zu seiner Rückkehr gut halten würden. Aber nein, nein. Es war doch besser, wenn er die Mühe nicht scheute und morgen nach Moskau zurückkehrte.

Und allmählich gingen Herrn Arents Gedanken in ein Traumbild über. Sein Schlitten hielt bereits vor der Treppe seines Hauses, und er hielt Ännchen, das nun ganz so aussah wie sein verstorbenes Meisgen, Ilsabe entgegen, die sie mit freudestrahlenden Augen in Empfang und an ihr Herz nahm.

Herr Arent erwachte davon, daß es im Ofen knisterte und knallte. Der Alte hatte ein paar Stücke Holz auf die noch vom Abend her glimmenden Kohlen gelegt. „Ich will in den Stall gehen und die Jungen wecken, Herr," sagte er, als er Herrn Arents Augen auf sich gerichtet sah. „In zwei Stunden wird es Tag."

Auch die Weiber erhoben sich, alles stand auf.

Als Herr Arent die Kleine untersuchte, kam er zu der Überzeugung, daß sie die Fahrt nach Moskau nicht aushalten würde. Was nun tun? Sollte er noch einen Tag, vielleicht noch mehrere Tage in dem ausgestorbenen Dorf bleiben, dann nach Moskau zurückkehren und in acht Tagen von neuem aufbrechen? Er konnte es, denn es fehlte ihm nicht an Lebensmitteln, und die Reise ließ sich schließlich

immerhin um eine Woche verschieben. Aber der Gedanke, hier mehrere Tage müßig zu verbringen, war doch ein schrecklicher. Unter diesen Umständen kam er auf die Möglichkeit zurück, die er am Abend in Erwägung gezogen hatte. Herr Arent betrachtete den Greis und seine Schwiegertöchter aufmerksam. Der Hunger hatte in ihre Gesichter tiefe Furchen gezogen, aber er hatte den ihnen ursprünglich eigenen Ausdruck angeborener Gutmütigkeit nicht zu verwischen vermocht.

Herr Arent entschloß sich, die Kleine bei den Leuten zu lassen und weiter zu fahren. Er rief den Bauer und seine Schwiegertöchter auf den Flur und teilte ihnen leise seine Absicht mit: „Wenn Ihr mir die Kleine gut behütet, und ich sie gesund wiederfinde," sprach er, „so will ich Euch für diesen Winter in mein Haus aufnehmen. Wo vierzehn Menschen satt werden, wird es auch für siebzehn langen. Ihr mögt Euch dafür nützlich machen, wie Ihr könnt."

Die drei fielen vor Herrn Arent nieder, küßten den Saum seines Rockes und schwuren, sie wollten die Kleine bewahren wie ihren Augapfel.

Als Herr Arent Hans seinen Entschluß mitteilte und ihm befahl, die Leute reichlich mit Lebensmitteln zu versehen, sagte dieser: „Sollen wir die Kleine nicht lieber mitnehmen, Herr?"

„Sie hält es nicht aus, Hans."

„Vielleicht doch. Sie kann auch hier sterben, Herr!"

„Sie wird es nicht, Hans, wenn sie Ruhe hat und gut gepflegt wird. Ich halte die Leute hier für gute Menschen."

„Ich auch, Herr."

Als die Schlitten vor der Türe hielten, ging Herr Arent noch einmal zu seinem Kinde und beugte sich auf dasselbe herab. Es schlief fest, und die kleine Brust hob und senkte sich, den regelmäßigen Atemzügen folgend.

„Ihr werdet sie mir bewahren," sagte Herr Arent mit einem Blick auf das Heiligenbild.

„Wie unser eigen Kind, Herr," erwiderte das jüngere Weib und hob die Rechte wie zum Eidschwur.

Als Herr Arent wieder auf der Landstraße war, empfand er auf seinem Herzen einen schweren Druck. Und das blieb auch so auf der ganzen Reise. Ich hätte Ännchen doch erst nach Moskau bringen sollen, dachte er immer wieder.

Sie fuhren zwei Tage lang immer durch menschenleere Dörfer, tote Schneefelder und schweigende Wälder. Die Nacht verbrachten sie in einem verlassenen Dorfkruge, die Musketen im Arm.

Auf dem Gute fand Herr Arent alles in Ordnung. Die reichlich vorhandenen Vorräte wurden umsichtig verteilt, und die Korngruben enthielten noch ausreichend Saatkorn für den Frühling.

Sobald Herr Arent seine Geschäfte erledigt hatte, brach er wieder auf. Es war nur drei Tage her, seit er Ännchen verlassen hatte, und die Sorge um sie war keinen Augenblick von ihm gewichen. Es war ihm, als ob jederzeit eine Stimme zu ihm spräche: „Du hättest die Kleine nicht verlassen sollen. Man soll das Gute, das man tun kann, nicht aufschieben.“ Mitunter war es Herrn Arent, als ob diese Stimme auch äußerlich an sein Ohr klänge.

Am Abend hatten sie wieder den verlassenen Krug erreicht und saßen schweigend am Herde, auf dem ein paar aus einem Zaum gerissene Holzstecken brannten. Die Stimme erhob zum tausendsten Mal ihre Anklage, und Herr Arent erwiderte zum tausendsten Mal: „Was soll Ännchen denn geschehen? Ich verstehe mich doch auf die Menschen. Die Leute sind gut geartet und an Lebensmitteln fehlt es ihnen nicht.“

„Herr,“ sagte Hans plötzlich, „wenn andere Leute den Feuerschein gesehen haben wie wir, sind sie alle verloren.“

Herr Arent sprang auf: „Wer sollte wohl durch das Dorf kommen? Wir sind niemand begegnet.“

„Die, die ich meine, Herr, reisen nicht am Tage. Es ist wegen der Lebensmittel.“

Herr Arent ging mit großen Schritten in der Krugstube auf und ab. „Ob die Pferde es wohl aushielten, Hans?“

„Gleich nicht, Herr, aber wir wollen früh aufbrechen.“

Als die Mehlsuppe fertig war, konnte Herr Arent nichts genießen. Die Möglichkeit, die Hans angedeutet hatte, war zu entsetzlich.

„Der Alte war vorsichtig, Hans,“ sagte er, „er hing eine Decke vor die Fensteröffnung.“

„Wir sahen den Lichtschein doch, Herr.“

Dagegen ließ sich nichts erwidern.

Herr und Diener verbrachten die Nacht schlaflos. Lange vor Tagesanbruch waren sie wieder unterwegs.

Es taute. Ein leichter Nebel lag über dem Lande, und an den Bärten der Männer hingen Tropfen wie Tränen.

Die Pferde griffen aus, so viel sie konnten, es war noch nicht Mittag, als die Reisenden sich dem Dorfe näherten, in dem sie Ännchen zurückgelassen hatten. „Lieber Gott," flehte Herr Arent, „laß mich, laß mich sie finden."

Da war die Kirche, da war das Haus. Mit einem Satze waren die Männer aus den Schlitten und an der Türe. Sie war nur angelehnt, aber sie ließ sich schwer öffnen. Endlich gelang es, und Herr Arent trat ein. Mit einem Schrei fiel er gegen die Wand zurück. Zu seinen Füßen lag, inmitten einer Blutlache, der Greis mit gespaltenem Kopf.

Hans eilte an seinem Herrn vorüber in die Stube. Auf dem Fußboden gewahrte er, neben den ebenfalls erschlagenen Weibern, Klein-Ännchen, eine furchtbare Wunde mitten in der Stirn.

Es bedurfte harter Arbeit, bis es den Männern gelang, auf dem Hofe eine Grube zu graben, in der die vier Leichen zur letzten Ruhe gebettet werden konnten. Klein-Ännchen ließen sie als die letzte herab. Hans legte ihr noch ein paar grobe Nadeln und einen Knäuel Zwirn, die er auf Reisen immer mit sich führte, mit in das Grab. „Sie soll nicht ohne Nadel und Zwirn die weite Reise antreten," sagte er.

Herr Arent nickte still vor sich hin.

Am Abend des nächsten Tages, am Neujahrsabend der Abendländer, hielt Herr Arent wieder auf dem Hofe seines Hauses in Moskau.

Frau Ilsabe kam ihm auf der halben Treppe entgegen. „Nun, da bist du ja, mein herzlieber Schatz," rief sie lachend, „und du hast mir damit das schönste Neujahrsgeschenk mitgebracht!"

Da fiel er ihr laut schluchzend um den Hals. Drinnen in der Stube hat er ihr dann erzählt, wie er ihr einen andern Schatz als Neujahrsgeschenk mitbringen wollte — und wie er ihn verlor.

Eduard von Keyserling

Die Soldaten-Kersta

Es hatte angefangen ein wenig zu tauen. Der Novemberschnee auf dem Kirchwege war naß und der schwere Schlitten bewegte sich springend und rüttelnd vorwärts. Vier Rekruten-Weiber saßen in ihm: Marri, Katte, Ilse und Kersta, die Tochter der Häuslerin Annlise. Sie kamen von der Trauung in der Kirche. Morgen sollten ihre Männer fort unter die Soldaten. Über die Brautkronen hatten sie große blaue Tücher gelegt; so saßen sie wie vier spitze, blaue Zuckerhüte in dem Schlitten und wackelten bei jedem Stoß. Der Rüben-Jehze kutschte sie. Sehr betrunken, peitschte er unbarmherzig auf die kleinen, zottigen Pferde ein. Die Männer kamen hinterdreingefahren je zwei in einem Schlitten. Es war viel getrunken worden und sie sangen mit lauten, heiseren Stimmen. Die Frauen schwiegen und wackelten geduldig in ihren blauen Tüchern hin und her. Kersta war die kleinste von ihnen. Mit einem runden, rosa Gesichte, runden, hellblauen Augen, einer runden Nase, sah sie wie ein Kind aus. Nur der Mund mit den herabgezognen Mundwinkeln war der ein wenig sorgenvolle Mund der lithauischen Bauerfrau. Unverwandt starrte sie in den grauen Nebel hinaus, der über dem flachen Lande lag. Wunderlich schwarz nahmen sich die Wacholderbüsche und die Saatkrähen in all dem Grau aus, während die entlaubten Ellern wesenlos wie kleine rötliche Wolken auf der Heide standen. Vor Kerstas Augen schwankte dieses ganze, farblose Bild sachte, sachte, als säße sie auf

Aus „Schwüle Tage", Novellen, bei S. Fischer, Berlin. 5. u. 6. Auflage.

einer Osterschaukel und würde langsam hin und her gewiegt. An jedem Kruge hatten sie Halt gemacht, und Kerstas langer blonder Thome war an den Schlitten der Frauen herangetaumelt mit der Branntweinflasche: „No, is die junge Frau totgefroren, was?" Dabei reichte er ihr die Flasche. Kersta lächelte dann ein wenig mühsam, denn die Lippen waren steif von der Kälte, und trank. Der Branntwein machte die Glieder angenehm warm und schwer, dazu nahm er die Gedanken fort, und das ist auch gut. Immer wesenloser wurde die graue Nebelwelt vor Kerstas Augen; selbst Jehzes breiter Rücken schien immer weiter fortzurücken. Dafür kamen aber die Eindrücke des Tages ihr mit einer bildlichen Deutlichkeit in den Sinn wie Träume; immer wieder, immer dieselben, wie Menschen, die auf dem Karussell auf dem Jahrmarkte in Schoden an einem vorbeifliegen: — Hochzeit — Hochzeit. — Am Morgen das Überwerfen des feinen, weißen Brauthemdes, fein und kalt, das es Kersta bis in die Fußspitzen erschauern ließ; — die Brautkrone, die so fest auf die Stirn gedrückt worden war, daß es schmerzte. Jetzt mußte ein roter Streif auf der Stirne sein. Dann die Kirche. Feierlich kalt war's dadrin. Kerstas neue Schuhe klapperten hübsch auf den Steinfliesen des Fußbodens. Sie mußte achtgeben, nicht auszugleiten wie auf dem Eise. Der Pastor hatte ein rundes, rotes Gesicht, und er schmatzte im Sprechen mit den Lippen, als schmeckte ihm etwas gut. Aber schön hatte er gesprochen; von dem Fortgehn der Männer und vom Treubleiben und von Gottes Wort. Kersta hatte geweint, natürlich! Soldatenfrauen weinen immer bei der Trauung, das weiß man. Weinen tut auch gut, weinen, so daß das Gesicht warm und naß wird und dazu ganz tief seufzen, so daß die Haken am Mieder krachen. Sie hatte stärker geweint als die anderen Frauen, das konnte sie wohl sagen, wenn später darüber gestritten wurde. Nachher im Kirchenkruge war getrunken worden und die Männer hatten untereinander Streit angefangen. Alles war gewesen, wie es auf einer Hochzeit sein muß. „Hochzeit-Hochzeit" bimmelten die Schellen an Jehzens kleinen Pferden, und Kersta begann ihren Traum wieder mit dem feinen, kalten Brauthemde.

Die drei anderen Frauen schwiegen auch und schauten mit demselben stätigen Blick, der nichts zu sehen schien, in den Nebel. Nur als ein Hase vom Felde quer über den Weg setzte — da riefen alle vier: „Sieh — ein Hase" — und sie lächelten mühsam mit den steifgefrorenen Lippen.

Im Dorfe hielten sie vor dem Kruge. Dort standen schon die Hochzeitsgäste in ihren Festkleidern und schrieen. An die blinden Fensterscheiben der Dorfhütten drückten sich bleiche Frauen- und Kinder-Gesichter. Alle wollten die Bräute sehen. Das gab Kersta wieder ein starkes Festgefühl. Eine junge Frau sein, die von der Trauung kommt, ist eine Ehre und der Hochzeitstag der schönste Tag des Lebens. Vor der Krugstüre wartete Kersta auf Thome, denn sie mußte mit ihm zusammen in das Haus gehn. Sehr ernst stand sie da und sprach mit den alten Frauen über den Weg; selbst der Gemeindeälteste redete sie an, und die Mädchen starrten neugierig auf ihre Brautkrone. Kersta, die Tochter der Häuslerin Annlise, war es nicht gewohnt, von allen achtungsvoll und freundlich angesehen zu werden, sie war klein, arm, hatte nur eine Ziege und zählte bisher nicht mit. Aber wenn eine Hochzeit hält, dann ist sie schon was. Kerstas rundes Kindergesicht wurde rot und blank wie ein Apfel vor Stolz. Nun fuhren auch die Männer singend und schreiend vor. Thome kam mit unsicheren Schritten auf Kersta zu, faßte sie um den Leib und hob sie in die Höhe: „Klein is sie,“ sagte er: „aber schwer wie'n Mehlsack.“ Alle lachten. Kersta errötete vor Freude und war Thome sehr dankbar.

In der großen Krugsstube setzte sich die Hochzeitsgesellschaft an die weißen Brettertische. Alle wurden still und ernst und machten sich über die Milchsuppe mit Nudeln her. Ein lautes, gleichmäßiges Schlürfen war eine Weile der einzige Ton im Gemache. Dann kam das Schweinefleisch, dann das Schaffleisch, dann wieder Schweinefleisch. Der Dampf der Speisen erfüllte die Luft wie mit einem dichten, heißen Nebel. Kersta aß eifrig, aß so viel, daß sie sich endlich erschöpft zurücklehnte und die untersten Haken ihres Mieders aufspringen ließ. „Das ist nun die Hochzeit. Ja, schön ist sie!“ — sagte sie sich. Leicht strich sie mit der Hand über Thomes Rockärmel. Der war nun ihr Mann, der gehörte ihr. Gut ist es, wenn man einen Mann hat: „Trink, junge Frau, trink!“ sagte Thome.

Draußen begann es zu dämmern; es wurde Licht in die Stube gebracht, Talgkerzen, die in Bierflaschen steckten. Im dunstigen Zimmer bekamen die kleinen, gelben Flammen buntschillernde Lichthöfe. Die Musik: eine Geige, eine Klarinette und eine Ziehharmonika — spielte einen Polka. „Ja — tanzen!“ Kersta seufzte ganz tief vor Behagen. Sie trat einen Augenblick vor die Haustüre hinaus. Der Abend war

dunkel, ein feuchter Wind fegte über den Schnee hin, die Wolken, grau, wie ungebleichte Leinwand, hingen ganz niedrig am Himmel: „Morgen gibt es Schnee“ — dachte Kersta. An der stillen Dorfstraße entlang kauerten die Hütten; hie und da blinzelte ein schläfriges Licht hinter einer Fensterscheibe, ein Kind weinte, eine Frau sang ein Wiegenlied, immer dieselbe müde, langgezogene Notenfolge. Und dort unten, am Ende der Straße das kleine, schwarze, stille Ungeheuer, das war die Hütte der Mutter Annlise. Morgen wird alles vorüber sein, als sei nichts gewesen. Kersta wird wieder dort unten mit der Mutter hausen ... Sie fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen. Warum ihr das Weinen kam? Dazu war morgen Zeit genug! Sie ging hinein und tanzte. Das war gut. Wenn man beständig und gewaltsam von einem rücksichtslosen Männerarm gedreht wird, wobei einem die große, heiße Männerhand auf dem Rücken brennt, das nimmt die unnützen Gedanken weg. Nur der Körper bleibt, mit dem warmen Rinnen des Blutes und dem Pochen des Herzens. Die Welt ringsum wurde für Kersta immer undeutlicher und traumhafter. Ernst und eifrig drehten sich die schweren Gestalten in dem dichten Tabaksqualm, die Männer schlugen im Takte mit den Absätzen auf, es klang wie fleißiges Dreschen auf der Tenne. „So muß es sein! Das ist das große Vergnügen des Lebens!“ fühlte Kersta. Später bekamen die Männer Streit, es wurde gerauft. Kersta griff ein wie die anderen Frauen, aber dieses Mal mit dem stolzen Gefühle, für ihren eignen Mann zu schreien und den anderen Männer in die Haare zu fahren. Endlich führten die Burschen und Mädchen singend das Paar die Dorfstraße hinab, zu der Hütte der Annlise, wo das Brautbett aufgeschlagen war.

Während Kersta in der kleinen Stube das Licht ansteckte, warf Thome sich schwer auf das Bett. Er war sehr betrunken und schlief sofort ein. Kersta zog ihm die Stiefel aus, rückte das Kopfkissen zurecht, dann legte auch sie sich nieder. Die Glieder waren ihr wie zerschlagen. Wenn sie die Augen schloß, war es ihr, als schwankte das Bett hin und her wie ein Kahn. Wirklich schlafen jedoch konnte sie nicht. Wenn der Traum anfing, wenn sie wieder in der Kirche stand oder im Kruge sich drehte, daß die Bänder der Brautkrone wie Peitschenschnüre schwirrten, dann ließ etwas sie auffahren, als schüttele sie jemand. Sie starrte in die Dunkelheit hinein und sann: Etwas Schlechtes wartete auf sie; was war das doch? Ja so! morgen geht

der Mann fort — und das alte Leben geht weiter — die Hochzeit ist vorüber und nichts — nichts Gutes mehr für lange Zeit? Draußen dämmerte der Morgen. Die Fensterscheiben wurden blau. Kersta richtete sich auf und betrachtete Thome. Er lag in schwerem Schlaf; das blonde Haar hing ihm wirr und feucht um die Stirn, das Gesicht war sehr rot, aus dem halbgeöffneten Munde kam ein tiefes, regelmäßiges Schnarchen. Langsam strich Kersta mit der Hand über seine Brust, seine Arme: „Schlaf, schlaf!" sagte sie wie zu einem Kinde. Ihr Mann, der gehörte ihr wie ihr Hemd, ihr Garn, ihre Ziege, mehr als die Ziege, denn die gehörte auch der Mutter. Das war gut! Nun hatte sie das, was alle Mädchen wollten, um was sie alle beteten — einen Mann; und groß war er und stark. Aber was hatte sie davon, wenn sie ihn gleich wieder fortgeben mußte? Gott, es war besser, über solch eine Schweinerei gar nicht nachzudenken! Kersta stieg aus dem Bette und nahm den Melkeimer. Sie wollte die Ziege melken.

Draußen wehte es stark und es fiel ein feuchter Schnee. Die Ebene lag grau-blau in der Morgendämmerung da. Am Horizont, über dem schwarzen Strich des fernen Waldes hing ein weißes, blindes Scheinen. Wie jeden Morgen blieb Kersta stehn, schützte mit der Hand die Augen, zog die Nase kraus und schaute ernst und mißmutig dem aufsteigenden Tag entgegen. Und die Dorfstraße entlang, vor den kleinen, grauen Häusern, standen andere Frauen mit ihren Melkeimern, wie Kersta die Augen mit der Hand schützend, und blickten ernst und mißmutig in das graue Dämmern, als hätten sie von dem kommenden Tage etwas zu erwarten.

Kersta fror. Sie lief in den Stall, in den niedrigen Bretterverschlag, in dem die Ziege, das Schwein und die Hühner wohnten. Die Luft war hier warm und schwer. Die Hühner schlugen auf der Stange mit den Flügeln. Das Schwein grunzte gemütlich vor sich hin. Kersta kauerte bei der Ziege nieder und begann zu melken. Angenehm heiß rann die Milch über ihre Finger. Eine wohlige Schlaffheit überkam die kleine Frau. Sie stützte ihren Kopf auf den Rücken der Ziege und weinte, nicht das starke, offizielle Weinen wie bei der Trauung und wie sie heute in der Stadt weinen würde, wenn der Mann abfährt; nein! ein Weinen, wie sie es als Kind kannte. Die Tränen kamen leicht, badeten das Gesicht, als wüsche sie sich in lauwarmem Wasser; dabei wurde das Herz weich vor Mitleid mit sich selber. Im Weinen schlief sie ein, traumlos und süß. Die

Ziege hielt ganz still, wandte den Kopf und sah die Schlummernde mit den gelben, friedlichen Augen mütterlich an.

Kersta erwachte davon, daß die Mutter neben ihr sagte: „Guter Gott; is die beim Melken eingeschlafen! Was gehst du heute auch zum Melken!"

„Einer muß's doch tun," erwiderte Kersta schlaftrunken.

„Tun!" meinte Annlise: „und dabei schlafen." Die Stimme der Alten war brummig wie gewöhnlich, dennoch hörte Kersta heute etwas wie schmunzelnde Achtung heraus. Na ja, mit einer Frau spricht man anders als mit einer Marjell: „Geh nur, mach Feuer, der Mann muß früh fort." Kersta sprang auf. Ja, richtig! Heute war noch kein gewöhnlicher Arbeitstag; heute durfte sie noch die Sonntagskleider anziehen und zur Stadt fahren; heute würde sie noch von allen bemerkt und bemitleidet werden. Das tröstete ein wenig.

Die Rekruten sollten in einem großen Schlitten von dem Gemeindeältesten zur Stadt gebracht werden. Die Mütter, Väter und Frauen wollten nachfahren, um im Bahnhof Abschied zu nehmen.

Während des Frühstücks sprach Thome nur von dem Prozeß und gab seiner Frau Verhaltungsmaßregeln. Das kleine Dundur-Gesinde, links vom Dorf zum Walde hin, war von dem Peter Ruze in Besitz genommen worden; es kam aber Kersta zu, denn sie war das einzige Geschwisterkind des verstorbenen Wirtes, während Peter nur der Mann der Stieftochter war. Thome hatte in Kersta die Anwartschaft auf das Dundur-Gesinde geheiratet, und es war Kerstas Aufgabe, in seiner Abwesenheit ihren Anspruch durchzusetzen: „Geh zum Advokaten Jakobsohn, der is klug, die Juden sind immer die klügsten, und billig is er auch. Laß dich nicht betrügen."

Kerstas Gesicht nahm einen sehr verständigen Ausdruck an. Sie fühlte ihre Verantwortlichkeit wohl: „Ich werd schon machen," sagte sie: „dumm bin ich nicht."

„Wenn du dumm wärst, hätte ich dich nicht genommen," schloß Thome die Unterhaltung.

Johlend bestiegen die Rekruten ihren Schlitten. Weiber und Kinder des Dorfes umstanden sie und weinten. Die vier Soldatenfrauen fuhren wieder zusammen in einem Schlitten. Es schneite jetzt stärker. Die spitzen, blauen Zuckerhüte, die sich wie gestern hin und her wackelnd gegenübersaßen, wurden weiß.

Im Walde sagte Marri: „Was hat man nun davon? Morgen is man wie gewesen." — „Was soll man machen!" antworteten die

denn anders.“ — „Der Thome kann noch sechs Jahre fortbleiben — was?“

„Laß er bleiben — meinetwegen.“

Die Holzknechte lachten laut in den Wald hinein: „Eine, der das Fasten schmeckt! No, und der Prozeß, wie steht's?“

„Gut. Wenn einer recht hat, ist ein Prozeß immer gut.“

„So — so.“ —

Häufig begegnete ihr der Forstgehülfe, ein hübscher Jungherr, mit einem schwarzen Schnurrbart, braunen, ganz blanken Augen. Dazu eine Jacke mit grünem Kragen und eine silberne Uhrkette. Er hielt Kersta jedesmal an und sprach so spaßig.

„Kleines Soldatenweibchen, wie geht's?“ Kersta errötete ein wenig und bog den Kopf zurück, um den Forstgehülfen anzusehn: „Wie soll's gehn!“ „Und der Thome kommt immer noch ohne Frau aus?“

„O! der hat dort genug, Polinnen und Jüdinnen!“

„— So! Und du hast hier auch genug Mannsleute, was?“

„Genug sind schon da?“

„Gott! Wäre ich so'n hübsches Weibchen wie'n Apfel, ich würde nicht warten, bis so einer von den Soldaten zurückkommt.“

„Wer wartet denn?“ Kersta lachte laut, wie man lachen muß, wenn ein Jung einen Witz macht.

„So! nicht? Wir beide würden gut passen; du klein wie'n Sperling, ich lang.“

„Gut, gut,“ rief Kersta, weitergehend: „Zu Georgi wollen wir einen Kontrakt machen.“ O, sie verstand es auch, mit Jungen zu spaßen. Einmal packte der Forstgehülfe sie, wollte sie küssen und umwerfen, sie aber riß sich los und lief davon. Noch den ganzen Tag über mußte sie darüber lachen. Zu Hause im Bett sah sie immer die Augen des Forstgehülfen vor sich, und als sie hörte, wie draußen die Jungen leise an die Fenster der Mädchen klopften, da machte sie das unruhig und ließ sie nicht schlafen.

Mit dem Frühling wurden die Gänge in die Stadt für Kersta leichter. Sie konnte sich auf dem Rückwege Zeit nehmen, denn die Nächte waren ganz hell. Sie ging dann oft so langsam, Schritt vor Schritt, als könnte sie sich nicht entschließen, aus dem Walde hinauszukommen: „Im Frühling bei nacht, da ist es eigen; man wird faul, ganz faul,“ sagte sie sich: „Und nicht einmal an den Prozeß kann man dabei denken. Wunderlich!“ Zwischen den hohen Föhren

standen jungbelaubte Birken, als hätte jemand ein dünnes, grünes Tuch dort hingehängt. Oder etwas Weißes leuchtet im Walde, ganz weiß wie ein Mensch, der sich ein Bettlaken umgeworfen hat, das ist dann ein Faulbaum in voller Blüte; der duftet einem schon auf eine Werst entgegen. Auf der Waldwiese stehen Rehe, schwarz und still im Nebel wie in einem Teich von Milch. Und überall, von den Hügeln und Weiden, klingt das Singen der Mädchen herüber, die Lieder, die Kersta so gut kannte. Ja, als Mädchen ist man toll in solchen Nächten, keines kann schlafen. Kersta hatte das auch erlebt. Auch sie hatte nächtelang draußen gesessen, die Hände um die Knie geschlungen, hatte gesungen, immerzu gesungen, recht laut die Töne in die Nacht hineingerufen und dabei gewartet: wird nicht einer antworten? wird nicht einer kommen? wird ein blonder Schnurrbart nicht bald sich fest auf ihre Lippen drücken? Daran mußte Kersta immer wieder denken, während sie langsam, mit schlaffen Gliedern, die Landstraße entlang ging und den Wald hineinhorchte.

In einer Nacht hörte Kersta es im Walde brechen. Ein Rehbock wurde aufgescheucht und bellte laut; wieder raschelte es, und der Forstgehülfe stand vor ihr: „Kleines, kleines Soldatenfrauchen!“ sagte er. Der Mond stand gerade am Himmel, daher schienen die Augen und die breiten, weißen Zähne des Forstgehülfen so blank: „No — wieder unterwegs?“

Kersta blieb stehen und sah zu ihm hinauf: ja, sie war wieder in der Stadt gewesen, wie denn anders.

„Heute ist gut spazieren.“

Ja, gut war's schon.

Der Forstgehülfe lachte, sah Kersta an und schwieg. Sie schwieg auch und wartete. Endlich legte er seinen Arm um ihre Schultern und sagte: „Du und ich, du und ich. Komm.“

„Was nu wieder,“ meinte Kersta. Sie versuchte es, in dem rauhen, spaßigen Ton zu sprechen, den man mit Jungen haben muß, allein, es kam unsicher und leise heraus; auch ließ sie sich willig von der Landstraße in den Wald führen. Als unter den Bäumen der Forstgehülfe ihr mit seiner großen, heißen Hand über die Wange und über die Brust strich, da wußte sie es, daß sie tun würde, was er wollte.

Der Morgen dämmerte, der Birkhahn war schon auf die Waldwiese herausgekommen und kollerte, als Kersta eilig ihrem Dorfe zu-

schritt. „Na ja!“ dachte sie: wenn eine bei Nacht mit einem Jungen im Walde ist, dann geht's mal nicht anders. Was kann man da machen!“

Von nun an fand sich der Forstgehülfe oft auf Kerstas Rückweg von der Stadt ein. Mutter Annlise brummte: „Was du jetzt spät nach Hause kommst!“ „Der Prozeß,“ meinte Kersta: „Gott! so'n Prozeß geht nicht so rasch wie'n Ei kochen.“ Das Singen der Mädchen und das Klopfen der Jungen bei Nacht an den Mädchenfenstern beunruhigte Kersta nicht mehr.

Um die Zeit der Heuernte merkte Kersta, daß sie schwanger sei. Das war schlimm! Was nun? Sie ging in den Ziegenstall, wo keiner sie sah, und heulte eine Stunde, dann ging sie wieder still an die Arbeit. Als sie den Forstgehilfen traf, war sie sehr böse und schimpfte. Aber was half das? In sich gekehrt ging sie umher, bleich mit fest aufeinandergekniffenen Lippen. Sie tat die schwere Sommerarbeit, war sehr unwirsch mit der Mutter, schlug die Ziege beim Melken und wanderte öfter denn je in die Stadt, den Prozeß zu betreiben. Ging es mit dem Prozeß schief, dann war sie verloren, dann schlug Thome sie und das Kind tot. Und überhaupt das Kind! Was weiß man! So'n Kind wird geboren und stirbt, und Thome kam noch lange nicht. Dennoch mußte sie immer wieder an das Kind denken, an die Wiege, an die Leinwand für die Laken, und wie es sein wird, wenn so was Kleines, Weiches, Warmes sich an sie drückt und sich bewegt und seine Lippen an ihre Brust legt: „Ach, ach — Dummheiten. Gebe Gott, daß nichts wird mit dem Kinde.“

Während der Kartoffelernte ließ sich Kerstas Zustand nicht mehr verbergen. Sie ging gerade, langsam und gebückt ihre Furche entlang und sammelte die Kartoffeln in ihren Rock, da hörte sie hinter sich die Billen sagen: „Na, die Kersta erwartet den Thome mit 'nem Geschenk. Der wird sich freuen.“ Die anderen Frauen lachten laut, über den ganzen Kartoffelacker setzte sich das Lachen fort: „Kommen mußte das. Nun ist's da,“ dachte Kersta. Ihre Knie zitterten, die Kartoffeln, die sie gesammelt, rollten wieder auf die Erde. Sie richtete sich auf und sah die Frauen mit dem bösen, hilflosen Blick der Tiere an, die nicht mehr entrinnen können. Dann beugte sie sich wieder auf die Furche nieder und sammelte schweigend weiter. Das Spotten nahm jetzt kein Ende. Wenn Kersta über das Feld gehn mußte, um

ihre Kartoffeln in den Wagen zu schütten, war es wie Spießrutenlaufen: „Sag, wo hast du das Geschenk machen lassen? In der Stadt? Ja, da kriegt man so was billig. Das kommt wohl beim Prozeßmachen heraus. Oder hat's der Thome dir mit der Post geschickt?" Kersta schwieg. Sie werden sich schon ausreden und aushöhnen, und dann wird Ruhe sein. —

Schlimm war es auch mit der Mutter, die jammerte und schimpfte den ganzen Tag. Was half das! „Kommen wird, was kommt," sagte sich Kersta: „Das Leben is nu mal schwer." Das machte sie ruhig und stumpf.

Im Winter, als Kersta in den Wald gegangen war, um Reisig zu holen, da überkamen sie die Geburtswehen. Die Frauen legten sie auf den Schlitten und zogen sie lachend und schreiend in das Dorf zurück. Kersta wurde von einem Mädchen entbunden. Das Kind war also da, und sterben wollte es auch nicht, es war ein kräftiges Ding mit braunen, blanken Augen im sorgenvollen Säuglingsgesicht. Die Leute im Dorf hatten sich an die Tatsache gewöhnt, daß Kersta ein Kind hatte. Es viel niemandem etwas Witziges mehr darüber ein. Kersta selbst aber hatte außer dem Prozeß jetzt noch etwas anderes, wofür sie leben konnte. Der Prozeß war die Hauptsache, gewiß! Aber so'n Kind hat einen den ganzen Tag nötig, man wiegt es, man gibt ihm die Brust, an warmen Abenden sitzt man mit ihm auf der Türschwelle und singt: „Rai-rai-r-a-a, tai-tai-ta-a." —

„Liebe Kersta!" schrieb Thome: „Ich schreibe Dir, damit Du weißt; mir ist's schlecht gegangen. Krank bin ich gewesen. Jetzt schicken sie mich nach Hause. Ich komme nächste Woche. Bleib gesund; Dein Mann Thome."

Kersta hatte den Brief vor dem Herdfeuer mühsam entziffert.

„Was schreibt er?" fragte die Mutter.

„Was soll er viel schreiben," erwiderte Kersta. Sie setzte sich auf die Ofenbank, denn sie fühlte sich ein wenig schwach: „Is er gesund?" fragte die Mutter weiter. Kersta antwortete nicht, sondern starrte in das Herdfeuer: „Warum antwortest du nicht? Ich will doch wissen."

„Zurück kommt er," warf Kersta mit ruhiger, verdrießlicher Stimme hin.

„Wenn er dem Kinde nur nichts tut," dachte Kersta. Die Mutter mußte ähnliche Gedanken gehabt haben, denn sie sagte: „Die

Wiege wirst du so stellen müssen, daß er es nicht immer unter den Augen hat." Ja, das konnte man machen. Eine Weile saßen sie noch stumm beieinander, dann seufzten sie und standen auf, um schlafen zu gehen. Im Bett fragte die Mutter noch: „Mit dem Prozeß ist's doch gut?"

„Wie denn soll's anders sein?"

„No denn!"

An einem Sonnabendnachmittag stand Kersta vor dem Kruge und wartete auf den Schlitten, der die entlassenen Soldaten aus der Stadt bringen sollte. Es fror. Am glashellen Himmel ging die Sonne rot unter. Alle Frauen des Dorfes waren vor dem Krug versammelt. Sie wickelten die Hände in die Schürze und sahen, die Nase krausziehend, die Landstraße hinab. Da kamen die Männer! Sie schwenkten die Soldatenmützen und schrieen.

„Was ist? Klein bist du geblieben und lebendig bist du auch," sagte Thome, als er vor Kersta stand. Kersta wurde rot. Daß der Thome so groß war, hatte sie fast vergessen. Sie wurde ordentlich verlegen: „Warum soll ich nicht lebendig sein?" antwortete sie scherzend, aber die Tränen spritzten ihr in die Augen und sie streichelte Thomes Rockärmel: „Komm," sagte sie, „das Essen ist fertig." „Essen — ha — ha." Thome lachte flott: „Die will mich auffüttern, ich bin ihr zu mager." So gingen sie heim. Thome voran, Kersta hinterher.

Die Stube in der Häuslerei war geschmückt. Der Tisch weiß bedeckt. Zwei Talgkerzen brannten. Der Fußboden war mit Tannennadeln überstreut. Mutter Annlise stand am Herde und rührte im Kessel.

„Was, alte Mutter, Ihr lauft auch noch herum! Halten die alten Knochen noch beieinander?" rief Thome. „Es geht, solange es geht," meinte Annlise, „gut, daß du da bist."

Thome setzte sich an den Tisch und ließ sich das Schweinefleisch auftragen. Er aß langsam und aufmerksam, kaute jedes Stück lange, dabei sah er Kersta an und sagte mit vollem Munde: „Wirtin — Dundur-Wirtin." Kersta saß ihm gegenüber, die Hände im Schoß gefaltet. „Eigen, wie hübsch so 'ne Mannsperson sein kann," dachte sie. Daß Gesicht war zwar so braun geworden, daß der blonde Schnurrbart darin fast weiß erschien, aber die Schultern, die Arme, der Rücken! Gut ist's, wenn ein Mann stark ist. — Thome hatte

jetzt den ersten Hunger gestillt. Er fuhr mit dem Handrücken über seinen Schnurrbart und lehnte sich im Stuhl zurück: „Also der Prozeß; erzähl," sagte er. Kerstas Gesicht nahm einen sehr überlegnen Ausdruck an, als sie zu berichten begann; lauter kluge Sachen, die der Advokat gesagt hatte, die sie gesagt und getan hatte. Das Gesinde war so gut wie ihres. Thome hörte gespannt und achtungsvoll zu: „Was nicht alles an Verstand in so einer Kleinen stecken kann!" Das feuerte Kersta noch mehr an. In der finstern Ecke des Zimmers begann ein leises Wimmern. Kersta, eifrig fortsprechend, erhob sich mechanisch, ging zu der Wiege hinüber, nestelte ihre Jacke auf, nahm das Kind und gab ihm die Brust. Sie erhob ein wenig die Stimme, um aus der Ecke verstanden zu werden. Dann plötzlich, mitten im Satze blieb sie stecken. Mutter Annlise verließ leise das Zimmer: „Ja, nun kommt es," dachte Kersta. Thome kam schon auf sie zu, langsam, den Kopf vorgestreckt, als wollte er etwas fangen. Schnell legte sie das Kind in die Wiege zurück und stellte sich davor. Sie wurde sehr blaß, schob die Unterlippe vor, und die runden Augen öffneten sich ganz weit und wurden glasklar wie bei geängstigten Tieren. Weil die Hände zitterten, faltete sie sie über dem Bauch. So wartete sie: „Jetzt kommt, was kommen muß."

„Was ist das?" Thome sprach leise, als würgte ihn einer.

„Was soll es sein?"

„Wo — wo kommt das Kind her?"

„Ein Kind — nu ja. Wo soll's denn herkommen?"

Sie hatte das mißmutig und trotzig herausgebracht. Jetzt aber drückte sie die Knöchel beider Hände in die Augen und begann zu schreien, laut, mit weitgeöffnetem Munde, wie ein Kind, das über einer Untat ertappt worden ist. — „So — so — eine bist du," fauchte Thome. Er faßte ihr Handgelenk und zerrte sie in die Mitte des Zimmers: „Den Mann betrügen — was Hündin — Hündin! Totschlagen werd' ich dich und den Balg."

Er begann Kersta zu schlagen, unbarmherzig. Sie jammerte — wehrte sich: „Eine Faust wie Eisen — ei — ei —," dachte sie: „Der Mann ist stark. Gott! er schlägt mich tot." — Wie das schmerzte — und doch — und doch — etwas war in alldem — das wie Befriedigung, wie Wollust aussah. Sie fühlte doch, daß sie einen Mann hatte. Thome war außer Atem. Er schleuderte seine Frau mit einem Fluch von sich, spie aus und setzte sich wieder an den Tisch.

Kersta lag still am Boden. Die Glieder brannten ihr. Sie schielte zu Thome hinüber. War es nun vorüber? Fast hätte sie gewünscht, es wäre nicht vorüber, als daß er so dasaß und sich nicht um sie bekümmerte. Thome, den Kopf in die Hand gestützt, brütete vor sich hin. Da erhob sich Kersta mühsam, setzte sich auf die Ofenbank, rieb sich ihre zerschlagenen Glieder und weinte still vor sich hin: „Der arme Mann!" dachte sie dabei.

Die Kerzen waren tief herabgebrannt und hatten lange schwarze Nasen. Kleine, harte Schneekörner klopften von draußen an die Fensterscheiben. Ein Heimchen begann eifrig im Herde zu schrillen. „Was wird er machen? Wird er mich heute abend noch schlagen?" dachte Kersta. Thome trank einen Schnaps, gähnte, begann, sich die Stiefel auszuziehen. Kersta stand auf und zog ihm die Stiefel aus. Dann entkleidete er sich und warf sich auf das Bett; das Bett krachte, als wollte er es zerbrechen. Kersta mußte lächeln. „Na ja — ein so schwerer Mann?" Sie löschte die Kerzen aus und setzte sich wieder auf die Ofenbank. Die glimmenden Kohlen im Herde warfen ein wenig rotes Licht und Wärme auf die nackten Füße der kleinen Frau, die bange und regungslos auf den Atem des Mannes horchte. „Du!" erscholl es plötzlich. Kersta schreckte auf: „Was sitzt du? Wirst du nicht schlafen?"

„Was soll ich sonst tun," erwiderte Kersta mit ihrer brummigsten Stimme. Als sie aber zum Bett hinüberging, wurde ihr warm um das Herz: „Jetzt — war sie auch — wie andere Frauen!"

In der ersten Zeit war das Leben in der Häuslerei schwierig. Die Wut über das ihm angetane Unrecht stieg immer wieder in Thome auf; dann gab es Geschrei und Schläge. Im Kruge erklärte Thome, er wolle die Frau und das Kind totschlagen. Das Kind mußte beständig vor ihm versteckt werden: „Er wird sich schon gewöhnen," sagte Kersta ruhig: „Na ja, ein Mann ist einmal nicht anders. Was kann man da machen." Und wirklich, Thome begann immer weniger vom Kinde zu sprechen, dafür war um so mehr von dem Prozeß die Rede. Sie berieten, wieviel Kühe, wieviel Schweine sie im Gesinde halten würden; darüber war genug zu sagen. Er vergaß das Kind, er sah es nicht mehr, spie nicht mehr aus, wenn er an der Wiege vorüberging. Kersta konnte dem Kinde die Brust geben, ohne sich zu verstecken.

Thome beschloß, selbst in die Stadt zu fahren, um nach dem Rechten zu sehen. Für ein Weib war die Kersta klug genug, aber, was so wirklich Verstand ist, hat doch nur ein Mann. „Das ist schon richtig,“ meinte Kersta . . . „wer soll denn sonst Verstand haben?“ So fuhr er ab. Spät abends kehrte er ein wenig angetrunken und sehr aufgeräumt heim. Der Prozeß war gewonnen: „Komm her, junge Dundur-Wirtin,“ rief er: „hier ist was für dich.“ Er legte Kersta ein rotseidenes Tuch auf den Kopf: „Eine Wirtin muß Staat machen.“

„Ein Tuch, wozu war das nötig,“ meinte Kersta und lachte.

„Na — so“ —; und halb abgewandt, wie verlegen, warf Thome eine Semmel auf den Tisch: „Und das da — hab ich gekauft — für — für den da . . .“

„Für wen?“

„Nu — für den Balg.“

Kersta nahm die Semmel und drückte sie andächtig gegen ihr Mieder: — „So, — jetzt kam vielleicht auch für sie ein bißchen gute Zeit!“

Eduard Graf Keyserling

Das Kindermädchen

Margusch saß an dem Bette der kleinen Erika und sang leise vor sich hin. Das Kind wollte nicht einschlafen, wenn Margusch nicht bei ihr saß und sang. Das geräumige Kinderzimmer war angenehm warm, die Lampe mit dem grünen Schirm legte eine farbige Dämmerung über die hellen Wände und dunkle Schatten in die Ecken. Die Möbel standen wohlgeordnet und friedlich beisammen, und von der anderen Seite des Zimmers schimmerten die weißen Polster und weißen Leintücher von Margusch' Bett herüber, während das Unterbett einen großen Schatten auf die Wand warf, voll weicher Rundungen. Ja, es war ein herrliches Bett.

Margusch fühlte sich behaglich, es ging ihr doch recht gut, und sie begriff nicht, daß sie die ersten zwei Wochen sich so unglücklich gefühlt und geheult hatte vor Sehnsucht nach Hause, nach der Knechtswohnung.

Im Hause war es ganz still, denn die Herrschaft war in Gesellschaft gefahren und sollte erst um drei Uhr morgens zurückkehren. Nur aus dem Nebenzimmer klangen zuweilen gedämpfte Stimmen herüber, dort saßen die Zofe Amalie und der Diener Oskar beisammen. Die Bedauernswerten mußten auf die Herrschaft warten, während Margusch, sobald sie wollte, in ihr prachtvolles Bett gehen konnte.

Die Tür öffnete sich leise, und Amalie steckte ihr spitzes Gesicht herein. „Schläft die Kleine?" fragte sie.

„Ja," erwiderte Margusch.

„Nun, dann kannst du einen Augenblick zu uns hereinkommen."

Margusch folgte der Einladung nur widerwillig. Drüben war es aber auch gemütlich. Amalie saß an der Lampe und nähte, Oskar lag in einem Sessel und rauchte. Er hatte die weiß und rot gestreifte Leinenjacke über die Livreeweste gezogen, sein großes, weißes Gesicht sah müde aus und die kleinen blauen Augen blinzelten schläfrig in das Licht. Vor einem jeden von ihnen stand ein Glas, in dem ein dunkelgoldener Wein glänzte. Auch eine Flasche stand auf dem Tisch und ein leeres Glas. „So, setz' dich," sagte Amalie, „hier ist auch etwas für dich," und sie goß Wein in das leere Glas und schob es Margusch zu: „Trink'."

Margusch setzte sich, sie war befangen, die Gegenwart des Herrn Oskar schüchterte sie ein. Vorsichtig nippte sie an dem Glas, ja, das war etwas unglaublich Gutes, stark und süß, es ging wie Feuer durch die Adern. Margusch mußte lachen, auch Oskar lächelte wohlwollend. „So was gibt es wohl bei euch auf dem Lande nicht," meinte er, „ja, ein guter Tropfen ist's." Dann gähnte er und setzte die unterbrochene Unterhaltung mit Amalie fort: „Im Mai geht es dann nach Karlsbad. Dort wäre es ja nicht so schlecht, wenn nicht das frühe Aufstehen wäre. Der Alte muß um sieben Uhr heraus. Na, ist er fortgegangen, dann frühstücke ich ganz gemütlich, rauche meine Zigarre, lese meine Zeitung, später gehe ich ein wenig auf die Promenade, ich hatte da eine Bekanntschaft, eine Gouvernante, ein herrliches Weib."

„Ach, Ihre herrlichen Weiber," schaltete Amalie ein und strich mit dem Daumen über ihre Naht.

„Ja, ein herrliches Weib," wiederholte Oskar. „Als sie abreiste, gab ich ihr ein Bukett, das mich acht Kronen gekostet hat."

„Wozu das gut ist," meinte Amalie.

Oskar zuckte die Achseln: „Das ist nun einmal so Sitte."

Amalie aber seufzte: „Ach, ihr Männer, Kinder seid ihr alle."

Margusch hatte still ihren Wein getrunken, sich ganz dem Genuß hingegeben, ihre Wangen röteten sich und sie mußte zwei Knöpfe ihrer Jacke aufknöpfen: es wurde ihr zu heiß.

Plötzlich lachte Oskar: „Sehen Sie doch die," sagte er, „die macht ja ein Gesicht wie eine Katze, die Baldrian riecht."

Das fand Margusch nun wieder so komisch, daß sie in ein unbändiges Lachen verfiel, sie konnte sich gar nicht beruhigen, immer wieder platzte sie heraus: „Nein, der Herr Oskar!"

„Nun, nun," beruhigte Amalie sie, „es scheint mir, du hast einen Rausch.

Oskar lächelte gütig, es schmeichelte ihm, daß sein Witz so viel Anklang fand.

Aus dem Kinderzimmer kam jetzt ein schwacher Laut herüber. „Die Kleine ist wach!" rief Margusch erschrocken und sprang auf, „nun muß ich gehen."

„Geh' nur," sagte Amalie.

Als Margusch wieder im dämmerigen Kinderzimmer am Bette der Kleinen saß und leise vor sich hin sang, da fühlte sie, daß ein leichter Schwindel sie angenehm wiegte, das Blut klopfte ihr in den Schläfen, zuweilen lachte sie noch leise über den Witz des Herrn Oskar. Und dann plötzlich schlug ihre Stimmung seltsam um, das Herz wurde ihr schwer und sie hätte weinen mögen. Sie dachte an zu Hause; nein, das war kein Denken mehr, es war ein deutliches Träumen.

Sie sah die Stube in dem großen Knechtshause, es war Schlafens-zeit. In dem großen Bett an der einen Wand schlief der Vater schon, und sein tiefes, regelmäßiges Schnarchen war der lauteste Ton im Raum. An der anderen Wand stand das Bett der Großmutter, der Kopf der Alten mit der schwarzen Haube lag auf dem Polster, wie eine kleine, dunkle Kugel, und leises Stöhnen und Hüsteln kam von dort her. Die beiden kleinen Geschwister schliefen am Bettende, Margusch' Bett stand nahe dem Fenster, und dort lag bereits die halberwachsene Schwester und schlief. Margusch hatte der Mutter beim Abwaschen des Geschirrs geholfen, jetzt war sie fertig, lehnte einen Augenblick am noch warmen Herde und gähnte. Die Mutter ging mit der kleinen Lampe hin und her, dieses und jenes zu richten. Im Zimmer roch es nach Rauch, nach feuchtem Holz und der blakenden Lampe. Endlich entschloß sich Margusch, schlafen zu gehen, sie schlüpfte in ihr Bett, die jüngere Schwester, unzufrieden mit der Störung, stieß mit den Beinen nach ihr, Margusch aber drückte sich fest in das Kissen und schloß die Augen. Sie hörte noch eine Weile die nackten Füße der Mutter auf den Steinfliesen des Bodens hin und her gehen. „Margusch", erklang es plötzlich. Die Mutter stand vor dem Bett. „Margusch", sagte sie, „vergiß nicht in der Nacht nach der Kuh zu sehen, sie wollte heute nicht recht fressen, Gott schütze, daß sie uns krank wird."

„Gut, gut," antwortete Margusch schlaftrunken.

Nun ging auch die Mutter zu Bett, seufzend und stöhnend, und löschte die Lampe.

Jetzt waren im Zimmer die schweren Atemzüge vernehmbar, zuweilen ein verschlafener Kehllaut oder ein Hüsteln, es schien, als sei der Schlaf eine schwere Arbeit, die mit Ächzen und Stöhnen vollbracht werden mußte. Öffnete Margusch noch einmal die Augen, dann sah sie das Fenster vor sich weiß vom Mondenschein, etwas Licht fiel auch in das Zimmer und legte einen Streifen bleichen Goldes auf die Fliesen. Draußen tobte der Frühlingswind, Margusch hörte deutlich, wie er aus der Ferne heranfuhr, plötzlich ganz nahe war, schrillende, jauchzende Töne ausstieß, an den Fensterscheiben rüttelte und dann weiter jagte, bis ein neuer Stoß kam. Und in das Sausen und Pfeifen mischte sich noch ein Ton, mischte es sich wie fernes Singen. Margusch horchte auf, ja, es war Singen, denn heute war Samstag und die Jungen zogen vom Kruge singend über die Straßen. „Ach, die Jungen," dachte Margusch, und sie schlief lächelnd ein.

Sie mochte eine Weile geschlafen haben, als die Stimme ihrer Mutter sie weckte: „Margusch! Die Kuh!" Sie fuhr auf, sprang aus dem Bett, warf sich das kurze Röckchen über und lief hinaus. Draußen faßte der Sturm die Tür und warf sie ins Schloß. Margusch blieb einen Augenblick stehen, die große, weiße Helligkeit, die über dem Lande lag, blendete sie, auch benahm der starke Wind ihr den Atem, er stürzte sich auf sie, überschüttete sie mit den Düften junger Birken, feuchter Wiesen, nasser Tannen, zerrte an ihrem Röckchen und wühlte in ihrem Haar. Sie schauerte in sich zusammen, zog das Hemd höher über die Schultern und hielt ihren Rock fest. So lief sie über den Hof zum Stall hinüber, mitten durch die Wasserpfützen hindurch. Im Stall war es recht dunkel, nur durch eine kleine trübe Fensterscheibe fickerte ein wenig mattes Mondlicht herein. Margusch tappte sich bis zu der Kuh hin, diese lag ruhig auf ihrer Streu und schlief, Margusch fuhr ihr mit der Hand über die Hörner und über das Maul, um zu fühlen, ob diese heiß seien, dann ließ sie ihre Hand auf dem glatten Rücken des Tieres ruhen, wie angenehm warm das war. Auf der Stange schlug ein Huhn mit den Flügeln, im Verschlage grunzte schlaftrunken das Schwein. Margusch wurde schläfrig, am liebsten hätte sie den Kopf auf den warmen Rücken der Kuh gelegt und hätte geschlafen. Sie raffte sich jedoch auf und lief hinaus.

Vor der Stalltür blieb sie stehen, ehe sie sich wieder in den Sturm hineinwagte. Wie weit und weiß das Land war, die nasse Landstraße glänzte wie Silber, und da kam ja auch einer auf ihr heran. Er ging nicht sehr sicher, er sang, hielt einen Birkenzweig in der Hand und schlug damit den Takt. „Das ist ja der André, der vom Kruge kommt," dachte Margusch. „Gott, diese Jungen!" Und sie lachte still vor sich hin, während sie ihn beobachtete. Nun war er ganz nahe, da trat sie in den Mondschein hinaus: „Wer ist denn da?" sagte André, „Maus, wie kommst du hierher?" und er schlug mit dem Birkenzweig auf ihre Schultern und Beine. Margusch wollte kichernd an ihm vorüber, er faßte sie an dem Arm, sie riß sich los: „Heute bin ich stärker wie du," rief sie und lief davon, so daß das Wasser der Pfützen hoch an ihr emporspritzte. Noch in der Stube, als sie in ihr Bett schlüpfte, mußte sie über den André lachen. Sie hüllte sich fröstelnd in die Decke, junge Birkenblätter hatten sich in ihr Haar und in ihr Hemd verfangen und dufteten stark und süß. Draußen aber im Hof sang André noch immer sein klagendes Feierabendlied in den Sturm hinein.

Die kleine Erika bewegte sich in ihrem Bette, Margusch fuhr aus ihrer Träumerei auf, still war es um sie her, selbst das Flüstern im Nebenzimmer hatte aufgehört, und das große, warme Kinderzimmer in seiner Dämmerung und seiner Ordnung erschien ihr unendlich beengend und düster. Eine große Traurigkeit schnürte ihr das Herz zusammen, sie wollte schlafen, vielleicht würde es dann besser. Sie ging zu ihrem Bett hinüber, und während sie die Kleider ablegte, fühlte sie, wie Tränen heiß über ihre Wangen rannen. Sie verkroch sich in ihr herrliches Bett, drückte das Gesicht gegen das Kissen, denn es war ihr, als müßte sie laut aufschluchzen aus Sehnsucht nach der Stube im Knechthause mit dem mondbeglänzten Fenster, an dem der Frühlingssturm rüttelte.

Carl Worms

Ich bleibe

I

Durch die Ostseelande ritt der Tod, ein Menschenschicksal war für einen Pfifferling feil und so viele Lebenslichter wurden ausgeblasen, daß es düster im Lande wurde wie unter dicht verästelten Waldbäumen in der Zeit zwischen zwei Blitzen. Das war im Jahre 1560, in den Mittfasten. Der Moskowiter hatte im Lande gehaust und die Tatern von Kasan dazu, die Wölfe auf der Jagdspur des Bären, um die Wette hatten sie gesäckt und gepfählt. — Schlauer aber als beide war der Fuchs mit eingezogener Rute ihnen nachgeschlichen, der Undeutsche im eignen Lande, der es zuerst gegen den Reußen, dann aber mit ihm gehalten hatte. Nun tötete und stahl er, was die aus der Moskau den Deutschen noch nicht getötet und gestohlen hatten.

Statt roter Espenblätter — Blutstropfen im Moose, statt der Sternschnuppen fallende Feuerfunken, zuckender Brandschein am Horizont statt des Sonnenunterganges. Die Flüsse trugen langsam sich drehende Leichen, die Gesichter aufwärts, mit ausgehöhlten Augen und abgeschnittenen Nasen. Denn auch die Weiber der Undeutschen hatten nachgeholfen bei Meuchelmord und Leichenschund.

Der Tod ritt durch die Ostseelande. Im hagern, wachsgelben Gesicht stand ihm ein stummes Erbarmen geschrieben, aber die Menschen

---

Aus „Aus roter Dämmerung." Baltische Skizzen. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. Zweite Auflage.

verstanden es nicht und heulten gegen ihn auf, wenn der Huf seines Falben sie traf. Nicht im Dünensande, nicht auf staubiger Heerstraße hinterließ er eine Spur, als ob er nur auf Nebel und Wolken ritt. Als gepanzerter Ordensritter saß er zu Roß, einsam, groß, um seine Schenkel spielte der weiße Mantel mit dem schwarzen Kreuz. Und vor ihm auf dem Sattel lag die nackte Leiche eines jungen Weibes, rauhen Strohkranz um die Lenden. Schwer wuchtete sein Eisenhandschuh auf ihren Brüsten, die Haarspitzen schleiften im Sande, ihr starrer Blick schien die Mohnblüten zu zählen, die mit aufdringlich roten Augen aus den Ackerfurchen am Wege hervorschauten. Finsternis senkte sich auf den gemordeten Tag, und in ihr lebte nur noch der heiserer Schrei lüsterner Nebelkrähen und der Lockruf ranzender Wölfe. Aufseufzend nahm der Forst den stillen Reiter in seine entweihten Schatten auf.

Hand hob sich wider Hand, Faust stritt wider Faust. Es waren im Lande mehr Parteien als Zwetschen am Baum im fruchtbarsten Herbst. Mehr als Gebet und Treueid galten Kraut und Lot. Und es geschah eine Flucht, wie noch keine gewesen war, durch Brache und Busch, schneller als der Zug fortziehender Wildschwäne über Föhrenkronen. In den Komtureien, in Domherrnhäusern und festen Edelhöfen der Stiftsritter bargen sich die einen, andere verschanzten sich im Hakelwerk steingrauer Ordensburgen, und nicht als die letzten zogen andere noch weiter über Land. Sicheres Logement wurde immer seltener zwischen Peipus und Baltenmeer.

Hatte der Bauer jüngst noch am Steigbügel der Tatern das Laufen gelernt, jetzt nach ihrem Abzug wurde er ein Hakenschütz im Graben sonder Furcht und ein Stegreifritter sonder Tadel auf gestohlenem Gaul. —

Da war am Rande des Wildmoors eine deutsche Siedlung, so recht eingewiegt vom Rauschen unerforschten Urforstes, worin die Wildkatze noch blutdürstig umherpirschte. Aber die Waldmauer war zurückgewichen vor Obstbäumen und entwässerten Roggenfeldern. Eine Schmiede glühte aus stiller Tannennacht hervor, über dem Backsteinbau einer kleinen Kirche kreiste der Storch.

Und da war, außerhalb der Dorfgemarkung, fern von den Hütten der Undeutschen, ein trotziger, spitzer Palisadenzaum und dahinter das Waldhaus des deutschen Wildnisbereiters, von Hopfenranken zugedeckt. Braun und straff war der Mann, bis zum Leibgurt reichte sein leicht

ergrauter Bart, und ein dröhnendes Lachen trug er in sich, daß der Häher verstummte, wenn es unter den hundertjährigen Wipfeln zu hören war. Schob er seinem Pferde die Trense ins Maul, so hielt es zitternd still, und trieb er den Bolzen in den Lauf seiner Armbrust, so mußte ein Waldtier wohl daran glauben.

Und da war eine deutsche Mutter, breithüftig und herb, die nahm vom Leben mit, was sie vom Leben zu fordern hatte. Sechs Buben hatte sie ihm geboren, der jüngste war sechs Jahre alt. Dem war die Sonne Nährerin und Wartfrau gewesen und für das Wiegenlied mußte die Singdrossel sorgen. Denn die Mutter mußte helfen im Kampfe mit widerspenstigem Ackerboden, Raubtieren und feindlichen Nachbarn. Das Faustrohr wußte sie so sicher zu handhaben, wie beim Ausschneiden der Waben das Messer im Honigbaum. Nur wenn die Knaben ungebärdig wurden, holte sie die Haselrute hervor und hielt deutsche Zucht aufrecht zwischen vier deutschen Wänden. Das schrittweise Erobern des Bodens, die häufigen Geburten gaben ihr ein Herrenrecht im Hause, ein trotziges Übergewicht über ihre Umgebung. Unter blühenden Obstbäumen schritt sie dem Frühling entgegen wie eine Königin, ein unsichtbares Diadem im dunkeln Haar. Den Undeutschen ging sie grüßend über den Weg, ohne je zu vergessen, woher sie stammte.

Nun war das Notstandsjahr da.

Es war die Zeit, wo sonst die Junker Reiher und Kranich beizten, jetzt aber hatte das Wild keine Sorge und Gefährde. Denn im Walde erwachte unheimliches Leben besonderer Art. Der Herbststurm schaukelte Menschenleiber an den Bäumen, mit bläulichen Lippen grinsten die Toten noch den kommenden Winter an. Verdrossen sein Rüstzeug putzend, saß der Wildnisbereiter am Herdfeuer bei seinem Weibe. Die Knaben schliefen in der Kammer. Ein Waldkauz schrie vor dem erleuchteten Fenster.

Der Mann horchte auf und zog die buschigen Braunen hoch.

„Niemals im Herbst," sagte er halblaut „hörte ich das Leichenhuhn noch so kurz vor Mondaufgang. Und auf den Kiefern haben die Hexenbesen zu reichlich angesetzt. Das kann Fäulnis im Holzstand geben, Fäulnis im Lande . . ."

„Bist abergläubisch, hast du Angst?"

Sie sprach es spöttisch vor sich hin, aber ihrer Stimme fehlte der Klang. Auch sie horchte auf den Wehlaut des Vogels. Zornig warf er den Kopf zurück und sah von seinem Schemel auf. Fest und

lang sah er ihr ins Gesicht, von unten herauf. Durch die halb offene Tür drang das verträumte Lachen eines ihrer Kinder. Da blitzten ihre Augen in die seinen hinein, sie beugte sich herab und zauste sein graues Haar. Sie wollte ihn so rauh, wie er war.

„Unser Bischof ist ein vorsichtiger Herr," rief er mit kurzem Lachen. „Als ich ihm den Bienenzins brachte, meinte er, die Weiber und Kinder sollten hinter Mauer und Verhau. Unterwegs traf ich auf einen reisigen Zug in Helm und Krebs. Sie sagten, der Herrmeister ziehe sein Aufgebot an die Grenze heran."

„Sind wir der Junker Soldreiter oder des Ordens Pflichtverwandte? Müssen deine Söhne hinter dem Kalbsfell herlaufen? Ihren Grund und Boden sollen sie verteidigen, er hat ein Recht an Schutz und Schirm."

„Und wenn die Undeutschen in hellem Haufen über uns kommen?"

„Dann der vorletzte für mich, der letzte für dich, und die Rache für unsere Brut. Ich bleibe."

Stumm zog er sein tapferes Weib zu sich heran. Der warme Schein des knisternden Kohlenhaufens lag auf ihren Wangen und der Mond, der durch die Flurtür lugte, streifte seine sehnige Gestalt. Er hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß die Zeit heimlichen Liebelebens vorübergehe. Aber eine wilde Zärtlichkeit faßte ihn nun, daß er ihr danken mußte für seine Kinder und für all das verschwiegene Glück. Über sie geneigt sprach er leise weiter an ihrem Ohr.

Aber sie schüttelte den Kopf: „Noch nicht, noch nicht. Eins will ich dir noch schenken, ein Notstandskind, und ein Knabe sollte es sein. Wir haben Kinder nötig. Sie mögen uns erinnern an all die Pein, welche wir um die neue Heimat erdulden müssen. Sie sollen ernten, was wir säten."

Hoch aufgerichtet stand sie im kalten Schein des erdfernen Mondes, aber ihr Auge hatte Wärme und Glanz, daß er staunen mußte. Er sah sie wieder jung wie damals, als er ihr den Gürtel löste, schimmernd von bläulichem Stahl. Ein roter Glasstein hatte zwischen den Falten ihres weißen Gewandes gefunkelt.

Stumm löschte er das Feuer und folgte ihr.

Vor dem Kammerfenster stand eine Silberweide, so ganz in Mondlicht getaucht, das auch die andere Seite ihrer spitzen Blätter wie Silber glänzte. Und sie hielt inne mitten in leisem Rauschen.

Auch der Kauz schrie nicht mehr.

II

Auf weichen Sohlen schritt von nun an durch das weltferne Siedlerhaus jener keusche, unsagbar zärtliche Reiz, der solch einem Spätling voranzugehen pflegt. Das ist ein wortloses Blicken, ein stilles Sichfreuen sicheren Besitzes und zuletzt doch immer das stolze Glücksgefühl zweier Menschen, weil sie ihre Jugend noch mit starken Armen halten können.

Der Winter zog seine weißen, weichen Flockenschleier vom tiefgrünen Nadelwalde, die Schneeschmelze verwandelte das Moor in einen aufgeregten, sturmgetroffenen See. Der Frühling, die Segenszeit des Keimens, brach über erstaunte Menschen und die gebärende, fruchttragende Erde herein.

„Wißt ihr's schon?" fragte die deutsche Mutter verstohlen, prüfte die geschwollenen Knospen am Birnbaum und legte sie an ihre Wange.

„Wißt ihr?" Und sie beugte sich zu den gelbweißen Spitzen auf den braunen Gartenbeeten herab.

„Das siebente — eins, noch eins! Weißt du's?" jauchzte ihr übervolles Herz und sie schaute zu den Starnestern im jungen Birkengrün auf.

„Und ich sieben, sieben auf einmal!" pfiff die Starmutter vor ihrem Hause. Da verstummte die Menschenmutter demütig vor all der schaffenden Fülle in der Natur, ging gesenkten Blickes vorüber und verschloß in sich ihren Frühlingsdank.

Mit dem Lenzsturm aber raste ein anderer Sturm durch die Ostseelande, keuchend, zu Tode hetzend wie der Bracke auf der Schweißfährte des Keilers. Axthiebe der Undeutschen schlugen an die Pforten, mit Sichel und Dreschflegel drangen sie ein und raubten manch wohlersparten Horngulden aus eisenbeschlagener Lade und führten Rüstwagen mit gestohlenen Rohren fort durch den aufgeweichten Lehm.

Wieder dunkelte ein Abend in den warmen Widerschein desselben Herdes herein. Leiser Regen strich an den Hauswänden hin und klopfte mitleidig an. — Auf der Flurdiele lag der Wildnisbereiter ausgestreckt mit durchschossenem Halse, und sein Weib auf ihm, auch wie eine Tote. Ihm zu Füßen wachte ein zottiger Schäferhund, die Tatzen auf seines Herrn Stiefel, und sah ihn an, starr, unverwandt, weich, als ob er weinen wollte.

Vom Holzfällen kamen die Söhne aus dem Tann, Schweiß auf den Stirnen, in den schwieligen Händen das blanke Beil. Sie hoben es hoch und reizten sich an mit Worten der Rache.

Stark aber und wieder gefaßt stand die Mutter unter ihnen und mahnte: „Aufs Bett hebt ihn, daß er nicht zu hart liege. Hat er euch also getan, als ihr noch unmündig wart, so tut ihm desgleichen. Aber den Fleck laßt an seinem Ort. Nun habt ihr ein Wappen, deutschen Stempel auf dieser Erde. Von ihr kommt ihr nicht mehr los, Vaterblut hat sie gedüngt."

Dann verteilte sie das Rüstzeug unter die Knaben, das sie vor den Mördern gerettet hatte in heimlicher Grube: „Sie sollen euch nicht erwürgen wie die Dachsbrut im Bau. Aus freiem Willen sollt ihr zu unserem Bischof stoßen. Er war uns ein milder Zinsherr, sein Leben soll euch wie das eure gelten. So hat es der Vater gewollt. Unter dem rothaarigen Vogt werdet ihr für das Land streiten. Auch euren jüngsten Bruder nehmt ihr auf die Reise mit."

„Und du, Mutter?"

Sie starrte auf den Blutfleck am Herde.

Der älteste Sohn stand vor ihr, das Abbild des Toten, des Vaters breites Weidmesser im Gurt. Das nahm sie an sich, küßte es und behielt es sinnend in der einen Hand, in der andern die Scheide. Abwechselnd sah sie beide an und sagte: „Wenn das und das wieder einmal zusammen kommt, wird das Glück wieder einkehren unter unser Dach mit den Schwalben. Bis dahin . . ."

Sie gab ihm die Scheide und legte den Dolch aufs Ehebett zu dem Toten. „Unehre soll an mich nicht heran," schloß sie stolz.

Ehrfurchtsvoll sah der Sohn ihre veränderte Gestalt. Auch er trug schon die Liebe zum Weibe seiner Jugend im ungeduldigen Herzen. Sie fühlte, wie sein Blick an ihr tastete.

„Schau weg," gebot sie herb, mit gepreßten Lippen.

Er sah zu Boden und küßte dankbar ihre arbeitsharte Hand. Die ihn als Knabe gezüchtigt hatte, seine Wildheit zu zähmen, dieselbe Hand segnete ihn nun zum Abschied auf lange Zeit. „Und du, Mutter?" fragte er noch einmal bang.

„Ich bleibe."

III

Und dann kam ihre Zeit.

Die Linnen hatte sie noch bereit gelegt und den rußigen Kessel an die Feuerung gerückt und endlich der Gottesgebärerin ein wächsernes Herz in die Kirche getragen. Die sollte helfen.

Das Dorf hatte sie leer gefunden, alle waren geflohen oder auswärts auf Raubzügen. Gegen Abend lohte über Wiese und Busch der Horizont auf und über die Himmelswiese reckten sich die Wolken wie die ehernen, weißglühenden Riesenleiber der alten Götter, die hungrig nach neuen Opfern ausschauten. So konnte der Kienspan im Hause gespart werden.

Nur ein altes undeutsches Weib aus dem Dorfe war der vereinsamten Mutter gefolgt und blieb bei ihr, als erste Schwäche sie auf das Lager brachte. Auf der Flurschwelle kauerte es und summte alte Zaubersprüche mit bärtigen Lippen, mit zahnlosem, schmatzendem Mund. Ihr rotes Kopftuch leuchtete im Zwielicht. Ihr dürrer Finger zog einen Grenzstrich um den Blutfleck und sie kicherte dazu. In ihrem rot angeglühten, runzligen Gesicht trug sie das Abbild einer harten Seele. Die Hände um ein Knie gefaltet, starrte sie zu den rauchgeschwärzten Balken der Decke auf und sang vor sich hin: „Aas wittert die schwarze Rabenkrähe und fliegt tiefer über langbärtigen Föhren und zerzausten Horsten. Über die Bauschkenburg sind sie Nachts gekommen, auf dem Scheunendach krähte der rote Hahn, und Flachs und Werg lag in der Halle gehäuft. Vom Wein des Ordens trunken, sind sie in Wein gewatet und haben den Feuerherd umtanzt, singend wie Rachegeister . . ."

„Heulend wie eine Rotte feiger Teufel," fiel das blasse Weib auf seinem Schmerzenslager ein, „die Fingernägel haben sie den Gefangenen ausgerissen und Verwundeten die Sehnen gereckt. Aber mein Sohn ist auf der Fuchsstute fortgeritten und wird die Pracher quästen bis aufs Blut."

Ein heiseres Hüsteln antwortete, dann sang die Alte fort: „Mit seinen Mannen ist des Bischofs Vogt ausgezogen, aber von der Waldecke, aus dem Hinterhalt kam ein Wetter über sie. Nun zappeln sie wie Drosseln im Dohnenfang und hängen wie Tannäpfel am Zweig."

„Hexe, du lügst!"

Höhnisch verzog das Weib den welken Mund: „Wenn's dich quält, warum soll ich nicht lügen? Also hör nicht auf mich. Oder hörst du lieber Märchen, die dir hinweghelfen sollen über deine schwere Stunde? Einen schwarzen Schwan kenne ich, der kam über das Meer und wollte nisten in unserem Moor. Nun aber sitzt ihm der Fuchs am Halse und sein ohnmächtiger Flügelschlag, sonst hart wie Eisen, trifft nur aufspritzende Sumpflachen im Röhricht."

„Mir aber träumte, ein Bär käme aus eurem Walde. Da lehrten ihn die Menschen das Tanzen am Stock und auf den Hintertatzen gehen. Er aber blieb ungelehrig, zerbrach den Stock, trottete auf allen vieren zurück in seinen Wald und dünkte sich frei. Aber den Nasenring behielt er und die Bäume lachten ihn aus."

Ein hohler Wind ging um das Haus, es klang wie Sterbeseufzen. Heller flackerte der Brandschein im Osten, malte sich auf der Wand über dem Bette, wo ein Bild des Gekreuzigten aufleuchtete, und sandte schwere Rauchballen wie Gewitterwolken gegen den Wald. Die Kranke biß die Zähne aufeinander, um nicht aufschreien zu müssen vor Grauen und anwachsendem Schmerz.

„Du wirst sterben," sagte das Weib gleichgültig und rückte an ihrem Tuch, „sterben ohne Hilfe und Trost. Den Arzt, euren klugen Heilmann und Magister, haben die Bauern erschossen, als er seinem Hunde pfiff. Den Priester rissen sie vom Altar und schleiften ihn durch den Kot der Heerstraße. Du bist allein."

„Und du, warum bist du bei mir geblieben?"

„Weil ich eine Deutsche will sterben sehen."

Trunkene Rufe, Pferdegetrappel ließen sich vor dem Gehöft hören. Eine Horde war unterwegs. Aber die Undeutsche trat breitspurig vor die Tür.

„Nur ein sterbendes Weib," rief sie verächtlich hinaus, „geht, fangt Männer ab und in den Sack mit ihnen!"

Beobachtend wandte sie sich der Leidenden zu und zuckte beinahe mitleidig mit den spitzen Schulterknochen: „Ein Mädchen wird es, nur ein Mädchen. Du hast zu geringe Pein."

„Ein Knabe soll es sein!" jauchzte die Mutter aus Todesbangigkeit heraus. Dann schwanden ihr die Sinne.

Als aber die Morgensonne strahlend durch den Türspalt blickte, da lag ein Knabe neben ihr. Im Hause duftete es nach welkem Birkenlaub, vor dem Fenster rief der Pirol.

„Warum hilfst du mir?" fragte die Kranke matt das Weib mit der harten Seele, das über sie gebeugt am Bette stand.

„Weil wieder ein Deutscher heranwachsen soll um erschlagen zu werden. Aber dein Kind wird nicht alt werden. Die Blutader läuft vielästig über seinem Schlaf. Es wird bald sterben müssen."

Und mißmutig ging sie und saß auf den Stufen zur Kirche, wo sie sonst hatte fronen müssen. Nun ließ sie das Gras aus den

Steinrissen sprießen und zerpflückte langsam einen blühenden Zweig. So wenigstens tötete sie werdende Frucht.

IV

Aber Mutter und Kind hatten zu viel Lebenswillen in sich und starben nicht. Am nährenden Mutterbusen wurde der Knabe stark und Sommersonne wärmte sein junges, ungeduldiges Blut. Sicher trug ihn die Mutter durch alle Zeitwirrnis und weihte ihn der Erde nach altem, urkräftigem Heilbrauch. Aus Harzknollen im Ameisenhaufen fertigte sie wilden Weihrauch zur Darstellung in der Kirche. Aus Ameisensäure bereitete sie ein Hochherzigkeitswasser, denn hochherzig wie sein Vater sollte er werden. Einen Kreuzschnabel fütterte sie im Käfig, der hielt alle Krankheit von der Schwelle fern, und Farnsamen sammelte sie, weil er mitten in Gefahr unsichtbar machen sollte. — Nach Sand und Kies ließ sie das Kind greifen, denn der Boden war sein. In den Obstbaum setzte sie es und die kleinen Fäuste glitten von den drallen Früchten ab. „Nimm, sie sind dein."

Und an einem warmen Abend unter tief herabhängenden Weidenzweigen streifte sie die Kleider ab, trug ihren Spätling in den Fluß, der aus dem Moor kam, und ließ die Welle über ihn gleiten. Sicher und weich lag er an der Mutter Brüsten, zappelte und patschte krahlend um sich. Ein ruhiger Goldglast vom Abendrot lag auf den Wasserringen, wie rinnendes Metall sprühten die Tropfen von Armen und Schultern, leise, liebkosend glitt die Strömung durch ihr langes, gelöstes Haar. Die alten Weiden rauschten auf und wölbten sich wie ein Baldachin über ihr. Sie machte dem Knaben das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust und übergoß sie dreimal. So taufte sie ihr Kind in stärkender Heimatflut.

Ihm wurde die Natur Erzieherin und Gefährtin zugleich. Es wuchs heran im Wechsel der bunten Jahreszeiten, während seine Brüder noch immer auf der Kriegsreise waren und ihre Lust daran fanden. Anfangs spielte er am Herd, und seine weißen Papierschiffe schwammen über den dunkeln Fleck wie über ein Meer und landeten an der Mutter derbem Schuh, der nie auf die unheimliche Stelle trat. Aber ihr Sohn sollte schon darauf spielen, ehe er die düstere Geschichte verstehen konnte.

Schon wagte er sich auf die Flurdiele hinaus, die sich für ihn in kühlem Dämmerschein wie in unfaßlicher Endlosigkeit dehnte. Aber

tapfer durchschritt er sie und haschte nach den tanzenden Sonnenflecken über der Wassertonne.

Nun wurde er mit dem Walde vertraut. Es kam über ihn wie ein leises Erschrecken, wie ein großes Staunen, das erst allmählich weichen sollte. Wie die Lichtpunkte dort über dem Moose hüpften und flatterten wie gelähmte, goldene Schmetterlinge! Und die Herbstblätter fielen zu Boden, als wären sie fluglahme, verwundete Vögel. — Erst wollte er Ordnung im Walde machen, wie er es im Hause von der Mutter gesehen hatte. Er kratzte an der rissigen, schilfernden Rinde der Föhren und säuberte Steine von Korallenflechten und Hungermoos. Aber er wurde nicht fertig damit. Dann achtete er auf das Kleinleben in Moos und Moor. Hummelnester fand er auf, die gefleckten Eier der Schnepfe und Insektenpuppen wunderlichster Art. Auf Ameisenwege stieß er, auf dürres Rehgeweih, das Fuchs und Marder noch nicht benagt hatten. Das Rucksen der Wildtaube hörte er, Drosselgesang und in frühster Frühe das Knappen des Auerhahns und wollte sie alle von den Bäumen pflücken. Es ärgerte ihn, daß sie nicht standhielten. Daß auch der Hase so hurtig in Busch und Wald verschwand! Und wütend schrie er am Reiherstand zu den kahlen Horstbäumen hinauf, wenn der schlimme Fischräuber ihm aufdringlich allzu reichliche Losung auf die Schulter spritzte.

Als er schon mit der Armbrust ausgehen durfte, brachte er eines Abends freudestrahlend eine tote Bachstelze am Flügel nach Hause. Heimlich freute sich die Mutter des kleinen Schützen, laut aber tadelte sie: „Singvögel sollst du verschonen, habe ich dich gelehrt. Du darfst uns die Fröhlichkeit nicht aus der Welt schießen.“ Und sie langte die Rute herab, strafte ihn und ging hinaus.

Finster sah der Bursch sich um, griff stumm nach der Hauptschuldigen, der Rute, und warf sie zum Fenster hinaus. Sie aber nestelte sich im Hopfengerank fest und schaukelte sich wie eine Prinzessin auf grünem Lager, als wollte sie sagen: „Nee, ich bleibe.“

Neckisch schwankten über ihr die zierlichen blaßgrünen Hopfenzapfen. Da nahm der kleine Held sie erstaunt wieder herein und gab ihr den Ehrenplatz auf dem Küchenbord zwischen zwei zinnernen Schüsseln.

Tapfer und furchtlos sollte er werden wie der Vater und schlug sich mit der Mutter Bienen herum und lächelte noch mit winzig kleinen Augen unter hoch geschwollenen Lidern. Dem Habicht jagte er ein Huhn ab und lauerte der Wildgans am Rande des Moors auf. Weiden-

pfeifen und Bastsohlen lehrte ihn die Mutter schneiden und mit Axt und Säge ihr an die Hand zu gehen.

Und saß er des Abends müde unter dem Lindenbaum am Ziehbrunnen und sah ahnungsvoll zum Sternhimmel auf, so wies die Mutter dahin und sagte: „Dort ist Gott.“

Das dort auch der Vater sei, hatte er schon früher gehört. Und nun verschwammen Vater und Gott in eins. Er betete zu beiden zugleich, denn beide sahen auf ihn herab, wie er meinte, des Nachts Gott mit dem schönen, großen Mondauge, der Vater aber den ganzen Tag durch die mächtige, allbelebende, strahlende Sonne. Es half nichts, daß die Mutter es anders sagte.

Das Notjahr ging vorüber. Aber der Fleck am Herde blieb und das Notstandskind wurde stark und tatenlustig und hatte nun doppelten Anspruch an des Vaters Grundrecht. Es sollte ihn rächen durch Erarbeiten seines Besitzes, durch neue Aussicht auf Segen, durch neue Ernten. So hatte es die Mutter gewollt.

Von den Brüdern kam häufiger Kunde. Sie hatten manchen Strauß bestanden und zählten manche Narbe auf. Hundertmal hatten sie den Vatermord vergolten, aber es hielt sie die Reiterlust im Sattel fest.

„Reiten sie zu Gott?“ fragte seine Mutter der jüngste Bruder.

„Nein, aber für Gott.“

„Zum Vater?“

„Für den Vater, für sein Land, für dein Vaterland.“

„Mutter, das sollen sie nicht, das will ich selbst. Ich möchte auch reiten mit Helm und Schwert.“

„Wart's ab, leicht mag auch deine Zeit kommen. Einer muß auf der Scholle bleiben und sagen: Sie ist mein. Einer soll — wer soll den Fleck hüten am Herd?“

Er sah sie mit blitzenden Augen an: „Ich, Mutter.“

Und er blieb.

Der älteste Bruder hatte ein Weib genommen und war ihr in die alte Heimat, nach Deutschland gefolgt. Darüber vergaß er der Mutter und des Bruders, den er nie gesehen hatte.

„Hat ein Engel ihn geholt?“ forschte der Knabe.

„Ich will's nicht verreden, glaube aber nicht. Es soll Engel geben mit gebundenen Flügeln, die kommen nicht weit.“

„Ist mein großer Bruder dem Vater ähnlich?“

„Nein,“ sagte die Mutter schroff.

Sie verargte es ihm, daß er die Scholle verlassen hatte.

„Mutter, dann will ich keine Engel, sie sollen nicht kommen. Und fliegen lerne ich auch nicht. Ich bleibe auf der Erde.“ Und er blieb.

Ein neuer Frühling nahm ihn in seinen Bann. Er rief mit den Finken um die Wette, wühlte sich in den Sand hinein und biß ins Wiesengras, als wollte er die Erde nicht loslassen, die ihm gehörte. Und die ersten Blumen, die er fand, trug er zuhauf in der Mutter Schoß.

Noch einmal kam ein Bote vom Ältesten des Geschlechtes. Er brachte die leere Messerscheide und wollte den Jüngsten mit sich nehmen. Unter des Bruders Auge sollte er erzogen werden für das Leben, andre Menschen mit andern Gedanken kennen lernen. Lange sah die Mutter den landfremden Mann an, darauf das Haus und die Pflanzung. Dann stieß sie das Weidmesser kurz in die Scheide und ging nach dem Knaben.

Er sollte entscheiden.

Wo die Heerstraße dicht vor dem Walde ein wenig ansteigt, sah sie ihn in der Sonne, sonnengebräunt, sonnendurchtränkt. Die blonden Locken standen in trotziger Unordnung wie lebende Lichtstrahlen um seine Stirne. In überquellendem Kraftgefühl reckte er die Fäuste zur strahlenden Himmelsglocke auf und schickte einen Jagdruf aus stürmender Brust, als wollte er den Vater herunterrufen. Weich und warm legte sich die Heimatluft wie ein Königsmantel um seine halbnackten, rundlichen Glieder. Die Mutter rief ihn an.

„Der Bruder hat nach dir geschickt. Willst du zum Bruder?“

„Ich bleibe.“

Er konnte wirklich nicht von der Stelle. Seine Füße staken bis über die Knöchel in der zähflüssigen Lehmerde, als ob sie ihn halten wollte. Zwischen den Knieen würgte er einen jungen, halb gezähmten Wolf. Lachend schlug er ihn auf die Schnauze, wenn er schnappen wollte.

„In Ordnung und Frieden sollst du hinein, bunte Menschen sehen, hohe Türme und Masten. Und ein Pferd bekommst du wohl auch.“

„Ich bleibe!“

Bleib! jauchzte das Echo zurück von dunkel blauender Waldmauer.

Frances Külpe

Gerechtigkeit

Grau und schwer hing der Himmel über die endlose, schneebedeckte Ebene.

Der Gutsbesitzer Nikolai Porphyrowitsch Liubenzow saß in seinem Schlitten, die Pelzmütze tief in die Stirn gezogen, den breiten Pelzkragen über die Ohren geklappt, und brütete vor sich hin. So saß er und starrte an dem breiten Rücken Akims und an den spitzen Ohren seiner Pferde vorbei in die weite, schneebedeckte Fläche. Die Stille ringsum wurde nur durch das gleichförmige Getrappel der Pferde und durch die eintönigen, ermunternden Zurufe seines alten, bärtigen Kutschers unterbrochen und begann ihn zu drücken.

„Nu Akim, Brüderchen," begann er, „'s ist lange her, daß wir beide diese Strecke befuhren. Der Weg ist dir wohl noch gut bekannt, bist ihn oft mit meinem Vater gefahren — wie?"

„So ist's, gnädiger Herr!" erwiderte Akim respektvoll und griff an seine Mütze. — „Auch mit Ihrem Großvater selig bin ich als blutjunger Bursch hier gefahren, und vormals oft mein Vater mit dem Obersten Wassiltschikow, den Gott verdammen möge!"

„Lästre nicht!" fuhr ihn Nikolai Porphyrowitsch an. — „Mit der Verdammnis hast du nichts zu schaffen, die besorgt schon ein anderer, Gerechterer!"

„Jawohl, Gerechtigkeit wär hier wohl vonnöten, gnädiger Herr," beharrte Akim halsstarrig — „und darum auch die Verdammnis.

Aus „An der Wolga", Verlag Heinrich F. S. Bachmair, Berlin 1912.

Hier auf Erden ist's ja doch nichts mit der Gerechtigkeit, die gibt's hier nicht."

„Was hat dir denn der Oberst Wassiltschikow getan?"

Akim sah sich grimmig um. Unter seinen buschigen, weißen Brauen wetterleuchtete es.

„Fragen Sie lieber, was er meiner Mutter getan hat. Ob ich elender, drei Monate alter Wurm durch seine Schuld verhungert wäre oder nicht, darauf kommt's nicht viel an. Wär vielleicht besser, es wäre geschehen — ist nicht viel an mir verloren, Herr!"

„Wieso denn — verhungert?" fragte Nikolai Porphyrowitsch. „Erzähle."

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr!" sagte Akim und ließ seine Augen prüfend über das Dreigespann gleiten. — „He Wassjka, du Advokat, spute dich!" wandte er sich an das rechte Handpferd und berührte es mit der Peitsche. „Spute dich Freundchen, liebst es immer, die andern deine Arbeit verrichten zu lassen — Kanaille, warte nur — nu?"

„Und darum heißt Wassjka bei dir Advokat?"

„Just darum, gnädiger Herr!" bestätigte Akim ernsthaft. Dann holte er tief Atem und begann:

„'s ist ein schönes Ding um die Gerechtigkeit, Herr, wenn sie nur vorhanden wäre! Dies Wort aber haben die Advokaten erfunden, die schlauen Herren, damit streuen sie dem armen, dummen Volk Sand in die Augen. 's klingt gut, Herr, kostet nichts und ist doch nicht vorhanden."

„Nun, nun!" machte Nikolai Porphyrowitsch beschwichtigend.

„Und ist doch nicht vorhanden," beharrte Akim eigensinnig. „Urteilen Sie selbst, gnädiger Herr. Wir waren damals alle Leibeigene, Herr, versteht sich. Wir wurden gekauft, verkauft, verschenkt, gestoßen, geprügelt wie das liebe Vieh! Ist das Gerechtigkeit, Herr?

Man zählte uns nach Seelen, Herr, versteht sich, aber man behandelte uns, als ob wir Steine wären, die man unter die Füße trat. Seelen hatten damals nur die Hochgeborenen, Herr, oder hatten sie auch nicht, je nachdem. Der Oberst Wassiltschikow war schwer reich, Herr, wie Sie auch vielleicht gehört haben werden. Ein schönes, herrschaftliches Haus besaß er, — es ist später abgebrannt, dafür sorgte der Franzosenkaiser Napoleon, und das war wenigstens eine vernünftige Tat von ihm — sechshundert Dessjätinen Wald, fruchtbares Feld,

Weiden, Gärten, große Herden, Meuten von englischen Hunden, Lakaien ohne Zahl und viertausend Seelen. Es ging hoch her im Gutshause, Herr, Jagden und Feste — alle Tage. Wein wurde nicht gespart, Kartenspiel und Gelage alle Tage. Daß er ein schlimmer Herr war, boshaft und niederträchtig — was kümmerte es die anderen Herren? Darunter litten ja nur die Leibeigenen, und sein Wein schmeckte gut, wurde davon nicht sauer. Man drückte also ein Auge zu und ließ sich's wohl sein.

Mein Vater, damals ein junger Mensch, war Kammerdiener beim Obersten, und wahrlich, er hatte einen schweren Stand. Ohrfeigen und Fußtritte gab's alle Tage, Herr, — dazu war man ja da, und wäre mein Vater weniger anstellig und gewandt gewesen, er hätte sich nicht fünf Jahre in der Stellung gehalten, gnädiger Herr, das können Sie mir glauben. So aber war er zu brauchbar, hatte auf Reisen mit dem Obersten die Welt kennen gelernt und wußte ihn zu nehmen. Da kam eines Tages ein reicher Herr aus Petersburg zu dem Obersten zu Gaste und brachte ihm eine englische Dogge zum Geschenk. Hunde gingen dem Obersten Wassiltschikow über alles — so war denn auch die Freude groß und der Gast hatte gute Tage. Nicht weniger die Hündin, Herr. Die wurde gefüttert und gepflegt, bis ihrs zu viel wurde. So legte sie sich denn eines Tages hin, warf zwei Junge und verreckte.

Was glauben Sie, Herr, was nun geschah? In einen Sarg wurde die Hündin gelegt, und unter Sang und Klang — die Bauern entsetzten sich — wurde sie feierlich begraben. Die Leibeigenen mußten den Sarg tragen, eine Grube graben, durften keine Miene verziehen, und der Oberst Wassiltschikow hielt eine Leichenrede. Unter Gelächter der trunkenen Gäste wurde der Hundehügel mit Wein begossen, und dann wurden Rosen darauf gepflanzt, und das verfluchte Hundegrab in Ordnung zu halten, wurde der Bruder meines Vaters angestellt, dem kurz vorher seine junge Frau gestorben war. Die hatte der Pope eine Woche vorher eingescharrt, und kein Hahn krähte danach, wie ihr Sandhügel aussah. Ist das Gerechtigkeit, Herr?

Drei Monate früher war ich zur Welt gekommen, Herr. Ich war ein kräftiges Kind und machte meiner jungen Mutter viel Plage. Aber stolz war sie deshalb doch auf mich und liebte mich, wie eben Mütter pflegen — darin sind sich alle Mütter gleich. So saß sie denn, mich an der Brust, in ihrer Kammer. Da trat der Herr ein

und lachte, lachte übers ganze Gesicht. In den Armen trug er die jungen Doggen. Entsetzt sprang meine Mutter auf und machte ihm einen Bückling um den andern. ‚Ist das dein erster Sohn, Tatiana?‘ fragte er. ‚Ist ja ein feister Bengel! Scheint an Nahrung nicht zu kurz zu kommen, he?!‘ — ‚Gott sei Dank, gnädiger Herr‘, stammelte meine Mutter. — ‚Na‘, fuhr er fort, — ‚damit der Junge nicht übermütig wird, sollst du die Welpen da mit versorgen — mit reiner Muttermilch — hörst du? Ihre Frau Mama ist ihnen heute gestorben, du tust also ein gutes Werk daran!‘ Und damit ging er hinaus. Vor der Tür aber kehrte er noch einmal um, sah sie schrecklich an und sagte: ‚Solltest du dich aber unterstehen, die Welpen Mangel leiden zu lassen, — so sollens dein Mann und dein Bengel büßen — das verspreche ich dir, so wahr ich Wassiltschikow heiße!‘ ...... Ist das Gerechtigkeit, Herr?“

„Aber das ist ja entsetzlich!“ rief Nikolai Porphyrowitsch.

„’s kommt noch besser, Herr. Meine Mutter weinte sich die Augen aus, wagte dem Vater nichts zu sagen und nährte die Welpen und mich, Herr, abwechselnd, der Reihe nach. Aber der Gram und die Schmach fraßen an ihr. Bald versiegte ihre Nahrung. Ich wurde gelb und kümmerlich, schrie und zeterte, und die Welpen gediehen auch nicht so recht. Die Angst vor dem Zorn des Herrn machte meine Mutter ganz unsinnig. Da überraschte sie einst mein Vater, wie sie, eine der Doggen an der Brust, dasaß und jämmerlich weinte. Mein Vater ergrimmte. — ‚Weib‘, schrie er, ‚bist du eine Hündin, daß du Hunde säugst — — und dein Sohn jammert nach Nahrung?‘ Er holte zum Schlage aus. Da warf sich meine Mutter vor ihm nieder und berichtete, was geschehen war. ‚Und ehe ich das zulasse, daß mein mir angetrautes Weib sich zur Hündin erniedrigt, schlage ich das Viehzeug tot, und sollte ich selbst dafür zur Hölle fahren!‘ schrie er ...... Mit einem Ruck hatte er die Welpen erfaßt und schleuderte sie rechts und links an die Wand, daß ihnen das Gehirn hervorspritzte und sie ohne zu zappeln liegen blieben. ‚Und nun gehe, wasche dich rein, du — — Hundemutter, und nimm deinen Sohn zu dir, wie es sich gehört!‘ Er selbst trat hinein zu dem Herrn und meldete ihm die Tat. Mein Ohm stand dabei und hat’s mir später erzählt.

Der Oberst wurde bleich vor Wut. ‚Du Hundesohn!‘ knirschte er zwischen den Zähnen. — ‚Du scheinst mir nicht zu wissen, wie

viel wertvoller mir die englischen Doggen sind als du und deine Brut. Wenn du's noch nicht weißt, mein Söhnchen, so sollst du's erfahren. Hinein ins Loch mit ihm!'

Mein Vater wurde gebunden und ins Gefängnis geworfen. Des andern Tages war große Jagd angesagt. Die Gutsbesitzer kamen von nah und fern zusammen, und Köche und Diener hatten alle Hände voll zu tun. Man hatte einen Bären erlegt. Gegen Abend gab's einen besonderen Auflauf. Die Galerien und Balkone um den geschlossenen Hof wurden mit Teppichen belegt, und da saßen die Herrschaften, tranken Champagner und rüsteten sich zu einem besonderen Schauspiel. Bunte Lampen waren an Drähten um die Galerien befestigt, und die Lakaien dachten nicht anders, als daß Gaukler und durchziehende Seiltänzer eine Vorstellung geben würden und standen neugierig herum. Da wurde eine Tür unten geöffnet, und in den Hof hinein stieß man eine Gestalt, die in das bluttriefende Bärenfell genäht war. Das war mein Vater, Herr! Der Oberst Wassiltschikow stand auf dem Balkone, klatschte in die Hände und rief: ‚Die Bulldoggen und Bluthunde heraus!' Und in demselben Augenblick erschienen vier Lakaien. Ein jeder von ihnen hielt sechs blutdürstige Hunde an der Leine. Der Oberst weidete sich einige Minuten an dem Entsetzen der Leibeigenen — ein dumpfes Gemurmel ging durch die Reihen. ‚Still da — ihr Hunde!' schrie er. — ‚Wer wagt zu murren?' ...... Es wurde totenstill.

‚Die Stränge durchschneiden!' kommandierte der Oberst ...... Das war sein letztes Wort. Herr — in demselben Augenblick fiel ein Schuß, und getroffen fiel der Oberst Wassiltschikow, den Gott verdammen möge — wie ein Klotz in den Hof. Es war mein Ohm, der ihn erschossen hatte, um den Bruder zu retten. Mein Ohm ist entflohen, Herr, und es hat niemand erfahren, wer die Tat vollbracht, oder niemand wollte etwas davon wissen. Die Herren Gutsbesitzer aber waren in Schrecken erstarrt und stoben auseinander, und mein Vater war gerettet!"

Der Alte hielt inne und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Eine grausige Geschichte!" sprach Nikolai Porphyrowisch erschüttert. — „Armer Alter, was habt Ihr erlebt!"

„Jawohl!" grollte Akim. „Mit Hundewelpen die Mutterbrust geteilt, getreten schlimmer als Hunde, der Vater um ein Haar von

Hunden zerrissen und wie durch ein Wunder gerettet — das war unser Leben, Herr. Das waren meine Wiegenlieder. Wundert Sie's noch, Herr, daß ich nicht an Gerechtigkeit glaube? — — — — He — — vorwärts — ihr Täubchen, vorwärts Wassjka!"

Und wieder sauste die Peitsche nieder auf den Rücken des „Advokaten", und vorwärts jagte der Schlitten über die endlose, schneebedeckte Ebene.

Eva von Radecki

Der Krippenreiter

Schlagwetter — die Wälder dampften. — Noch einmal, nach den kurzen weißen Schauern, hatte sich der Herbst für Wasser entschieden. Die Landstraße zog sich glänzend naß, mit wasser- und schlammgefüllten Furchen, durch das Gelände, auf dem schon überall wieder braune Erdrücken oder frischgrüner Winterroggen sich zeigten.

Der Himmel wölbte keine hohe Kuppel über dem Herzogtum Kurland an diesem Novembernachmittag des Jahres 1689, er ließ sich leise in grauen und weißen Nebeln auf die Erde nieder. Es war ein feines Schütten von Wasserstaub in der Luft.

Auf der Landstraße gingen die Pferde in einem Brei. Es klang, als wenn Schaum geschlagen würde: klack, klack — bei jedem Schritt. Die Feuchtigkeit allenthalben hatte sich im Fell der Tiere zu tausend kleinen Perlen verdichtet. Wenn sie unwillig mit hängendem Kopf in die Dämmerung schnoben, fuhren kleine Dampfsäulen aus ihren Nüstern, die sie Höllengeschöpfen ähnlicher machten, als braven, abgematteten Haustieren. Wer war fürchterlicher anzusehen: Melohn, der voraustrottende isabellfarbene Wallach — klk, klack — oder der runde zottige Klepper, der seinen Spuren folgte — klk, klick, klk . . . ?!

Herr von Haldring, der auf Melohn saß, strich sich das Wasser aus Schnurr- und Knebelbart und rieb sich die rollenden Tropfen von der scharfen Nase. Er freute sich, daß er rindslederne Hosen und dito Stiefel trug, d. h. er diktierte sich Zufriedenheit und geziemende Stand-

Aus der Deutschen Monatsschrift für Rußland. Reval 1913. Heft 7 und 8.

haftigkeit, wovon er in Wahrheit weit entfernt war. Das Reißen im rechten Bein, Hunger, Müdigkeit — alles machte, daß er über dem Pferde hing wie ein aufgebundener Toter. Krams, hinter ihm, gab einen kurzen Laut, als wenn er lachte.

„Was gibt's"? knurrte Haldring — „wie kommt er darauf zu lachen? Ist hier vielleicht etwas Lachhaftes, du Tropf!"

„Es ist nicht gesagt, daß ich lachte, Edler Herr, aber Ihr könnt Euch auch nicht selber sehen: der Hahnbusch auf dem Hut ist nun auch völlig dahin."

„Ist er verrückt, Krams, mich einen Edlen Herrn zu nennen?" — brauste der Alte auf. „Hab ich ihn nicht gelehrt, wie es jetzt anständig ist einen kurischen Edelmann zu betiteln? „Wohlgeboren" sollst du sagen. „Wohlgeboren!" Das steht uns zu, und so will ich genannt sein. Jedwede Standesperson kann heutzutage schon „Edel" gerufen werden, das ist also ein Nichts."

Krams war gekränkt: „Jung gewohnt, alt getan," brummte er. „Einer hetzt immer hinter dem andern her. Alte Beine können keine Leitern springen."

Klk, klk — sie ritten eine Weile schweigend. Der Wind erhob sich, daß die Pfützen kleine Wellen schlugen. Der Regen ließ nach, doch blieb das Wetter drohend. Das schwere, graue Tuch hob sich am Firmament ein wenig, um den Reitern den Himmel eines fernen, goldenen Landes zu zeigen. Sie waren auf eine kleine Anhöhe gekommen, von der aus sie über Wälder fortsehen konnten, die, immer grauer und nebelhafter werdend, sich einer hinter dem andern herschoben. Haldring hörte auf das Tröpfeln und Rieseln in den alten Tannen zu seiner Rechten. Ihm schien der Hauch des Taues süß wie im Frühling. Erdduft und Tannenduft mischten sich, ihn zu erquicken. Er blickte in die feuchtdunstige Ferne — seine Brust hob sich schwer. War es Erinnerung und Wehmut? War es eine innige Liebe zu dem Land, das vor ihm lag? — Er schämte sich, daß ihm die Augen naß wurden.

„Die letzte Krankheit hat mich mürbe gemacht" — sagte er sich; „zehn Tage schwitzen in ungemachtem Bett, Waschkessel voll Tee zu sich nehmen und dennoch diese Folterschmerzen, das macht den Stärksten schwach."

Der Bediente hinter ihm räusperte sich. „Riechst du's auch, Krams?" — Haldring fürchtete, der andere hätte seine Bewegung gesehen. — „Es riecht akkurat wie im Frühling; das tut meinem alten Herzen wohl!"

„Wenn ich dem Wohlgeborenen Herrn aufrichtig antworten soll, so war mir der Duft in der Stadt lieber: wie wir durch die Steingasse ritten, dem Kaufmann Kurzius seine Speckseiten und Käse. — Ach du lieber Gott! Unsere Schnappsäcke sind so leer wie mein Magen; das will schon was sagen!"

„Sei nur still, Alter" — Haldring lächelte schonend — „bald sind wir in Dorotheenruh; da wollen wir leben, wie das Mäuschen in der Speisekammer. Du hast doch das Einsehn, daß wir nach meiner Krankheit nicht auch noch den ganzen Winter dazu in Strandhof bleiben konnten. Nicht zur Last fallen, Krams, nicht zur Last fallen! Das ist immer meine Devise."

„Freilich, freilich! Und dann die dreizehn Kinder in Strandhof, und das vierzehnte unterwegs; das geht auch nicht immer wie im Himmel zu, Euer Wohlgeboren!"

Der alte Edelmann brummte seine Zustimmung. Er machte immer noch nicht Miene, Melohn mit Sporen oder Peitsche anzutreiben. Zusammengesunken hockte er auf seinem schäbigen Sattel. Hinter ihm seufzte es .... Da niemand Krams zum Sprechen aufforderte, mußte er von selber damit beginnen: „Seht, wie der Melohn am Moose schnuppert. Gott, muß das arme Tierchen hungrig sein! Ich dachte nur, wenn wir bei Kaufmann Kurzius — ich bin da so bekannt — die Tiere untergestellt und uns ein wenig bei ihm ins Quartier gelegt hätten — das wäre uns allen Vieren bekommen".

Haldring fuhr auf wie gestochen: „Und Er will 20 Jahre mit mir vagabundiert haben und wagt es, mir mit solchen Vorschlägen zu kommen! Ein kurischer Edelmann bei einem Krämer um Almosen bitten! Krams, ich könnte Ihn aus dem Dienst treiben, wenn ich so was hör!"

Krams ließ die Unterlippe hängen und schloß die Lider, die sich glatt über die tiefliegenden Augen spannten. Die dichten, farblosen Wimpern lagen fast auf den blassen Wangen. Er sprach nicht mehr. Aber Haldring grollte, daß es genug und übergenug für seinen Stolz sei, bei Seinesgleichen, gewissermaßen unter Verwandten, Gast zu sein, und daß er solche Zumutung von Krams nicht erwartet hätte. Er zog den Zügel an. Doch Melohn wollte sich nur ungern zu einem jämmerlichen Trott verstehen — klk, klack, — klk, klack ..... Und hinter ihm drein trippelte der kleine Klepper — klk, klick, klack — klk, klick, klack. —

Nach einer guten Weile wandte sich Haldring, um nach seinem Knecht zu sehen. Der Mund verzog sich ihm. „Um Vergebung, warum Euer Wohlgeboren zu lachen belieben?“ fragte Krams düster. „Der Klepper ist wohl zu klein für dich“ — Haldring lachte auf — „du siehst aus, als rittest du eine zotteige Muffe.“ Der Bediente seufzte.

* * *

Bei völliger Dunkelheit erreichten sie den Hof von Dorotheenruh und fanden das Tor noch offen. Im Herrenhaus waren einige Fenster erleuchtet. Große, alte Bäume davor hielten ihre nackten Äste wie frierende Bettler gegen das Licht .... Am Stall war man noch beschäftigt. Die große drahtumsponnene Stalllaterne schaukelte in der Hand eines Knechtes und spielte mit ihrem Schein über das unregelmäßige Pflaster. Die Hufe der Pferde klangen auf den Steinen, da wurden die Reiter angerufen. Ein Hund knurrte.

„Her mit der Laterne!“ rief Haldring und lenkte Melohn quer über den viereckigen Platz vor die Haustür. Der Knecht kam heran, laut schimpfend auf jemanden, der das Hoftor zu schließen vergessen hatte — „ob er Prügel haben wolle!!“ Als der Knecht vor den Reitern stand, hob er die Laterne und zog dann lässig die Fellmütze. „Einen guten Abend, Edler Herr,“ — sagte er in lettischer Sprache. Haldring dankte und fragte nach dem Hausherrn — ob der gnädige Vater zu Hause sei. „Nein, er ist zur Jagd fort, aber die gnädige Mutter ist da und die Fräulein.“

So war es Haldring ganz lieb. Der Knecht stand noch immer da, die Laterne in der Hand und machte nicht Miene, ihm vom Pferde zu helfen. Er zeigte den Gästen ein gleichgültiges Gesicht, das auch nicht in Verwunderung geraten wäre, wenn sie nach dem erhaltenen Bescheid ihre Pferde wieder umgewandt hätten. Krams war mit der Aufnahme wenig zufrieden, doch meinte er: wer lange bleiben wolle, befleißige sich der Höflichkeit; zum wenigsten am Anfang. Er sputete sich aus dem Sattel, um seinem Herrn zu helfen. Dabei warf er dem Knecht ein vertrauliches Augenblinzeln zu, das an früheres Beisammensein erinnern sollte. Der Knecht schien sich auf Krams gar nicht besinnen zu können. Während der Klepper einstweilen seine Nase in den feuchten Steinen spiegelte, wurde Haldring mit vielen Ach's und Oh's von Melohn geholfen. Der Laternenmann hatte sich schweigend

dazu verstanden, das Tier am Zügel zu fassen. Eine unnötige Anstrengung — Melohn lief nicht davon.

Da stand der alte Herr nun auf den Steinstufen und stampfte mit den Füßen auf, um nur wieder etwas Leben hineinzubekommen. Die großen Sporenräder klirrten. Das stolze Seitengewehr schlug ihm um die Knöchel. Ein Seitengewehr, das eher aus der Zeit des großen Krieges zu stammen schien, als daß es beanspruchen konnte, einen Galanteriedegen à la mode abzugeben. „Krams," befahl der alte Herr, „du bringst die Tiere zum Stall und sorgst mir gut für meinen Melohn. Nachher trägst du den Mantelsack gleich in mein altes Zimmer und lässest heizen. Gott, wird mir wohl sein im Bett!"

Herr von Haldring warf die Tür hinter sich zu. Seine Stirn war krausgezogen vor Ärger: dem lümmelnden Knechte wollte er schon bei der nächsten Gelegenheit ein gutes Trinkgeld geben — der sollte Augen und Maul aufreißen, was er für ein Herr sei!

„Es ist schon einer da" — bemerkte der Knecht lässig, indem er Krams und den Pferden zum Stall leuchtete. „Wer ist da?" — fragte Krams. „Na, auch schon so ein Krippenreiter, wie man sie nennt. Ein gesegneter Herbst!" — Der Knecht lachte.

Haldring stand im Flur. Eine helle Laterne, zierlich von Eisenblattwerk umrankt, hing im Knie der alten Holztreppe, die in das erste Stockwerk führte. Schränke und Kasten standen in der Tiefe des Raumes in halber Dunkelheit. Haldring kannte sie alle wohl. Er wußte sogar, wo sie einen Nagel heraussteln oder ein aufgebogenes eisernes Zierstück hatten, die beim Vorüberstreifen unfehlbar ein Loch gerissen hätten! ..... Dem Alten wurde es wohl. Ein Duft nach Äpfeln, nach Herbstäpfeln und Stroh hing in der Luft. Das fachte seine Erinnerung hell an. „Als sie noch ein kleines Mädchen war —, Katzsapperlot! — wie oft sind wir da nicht mitsammen in die Apfelkammer dieben gegangen! Immer sollte der alte Onkel Haldring mit dabei sein. Benigna, kleines Ding, du!" ..... Der Alte lächelte wohlgefällig, als er seine Gedanken auf diesem kleinen Lustwandel ertappte. Er warf einen Blick die hochstufige Treppe hinauf. Eben hatte er den Fuß mit einem halben Seufzer auf die unterste Stufe gestellt, als er erregte Stimmen auf dem Hof vernahm. Gleich darauf wurde die Tür aufgerissen und die düstere Gestalt seines Krams stand auf der Schwelle. Ein frischaufgesprungener Wind fuhr mit starken Stößen in das Gemach. Die Laterne blakte auf. Es ratterte wie von Eisenrüstzeug in den dunkeln Ecken. Haldring wandte

dem Bedienten ein vorwurfsvolles Profil zu. Krams schloß hinter sich die Tür, dann machte er ein paar Schritte auf den Zehen nach vorn.

„Herr," rief er heftig flüsternd, „der Guhr ist schon hier, vor einer knappen Stunde angekommen!"

Des Alten Hand umklammerte das Treppengeländer — er wurde erdfahl. Krams bemerkte es nicht und schalt weiter: „Der Mälefizkerl von einem Knecht hat seinem Schandgaul den besten Platz im Stall gegeben! Unser Melohn mag bald an der Tür stehn, wo ihm die Zugluft über die nassen Flanken geht."

Haldring hörte kaum mehr zu. „Welche Post!" murmelte er — „Welche Post!"

„Man muß auf seinem Recht bestehen," rief Krams.

„Sei nur still," sagte der alte Herr leise. Einen schnellen Blick warf er zum oberen Stockwerk hinauf. Dann setzte er sich schwer auf die Stufen und nahm das Gesicht in die Hände. Er gab keinen Laut von sich. Krams stand ehrerbietig still. Er hatte das Empfinden, ihn stützen zu müssen, wie einen Kranken — die Lippen öffneten sich ihm in tiefem Mitgefühl ...... Nach einer Weile nahm Haldring die Hände von den Augen. Er stöhnte. „Also Guhr schon hier. Guhr, dieser Speichellecker, dieser Hanswurst, dieser Carmendrechsler, diese Klatschbase, dieser Aufzieher und Spötter, dieser unadelige Schnappsackfüller! Das sage ich dir Krams, er ist so unadelig wie ein Pferdejunge — es ist eine méprise, daß man ihn zu den Unseren rechnet!"

Krams unterstützte und beschwor jedes Wort seines Herrn. Dies schien dem Alten eine kleine Erleichterung zu bringen. Er starrte einen Augenblick auf seine Stiefel, dann hub er an: „Was meinst du, ob er lange — bleibt? Was sagt der Knecht?!" —

„Sie möchten wohl überwintern, er und sein Bedienter — just wie wir, Euer Wohlgeboren."

„Nenn uns nicht in einem Atem," fuhr Haldring auf „denk, daß ich die gnädige Hausfrau mit einigem Fug und Recht cousine nennen kann! War ich nicht in meiner Jugend noch Erbherr auf Luppeberg, Prekaln und Gallnitz!" (Krams zuckte mit den Achseln.) „Spricht er je, woher er kommt und stammt?! Glaub mir, wer das irgend mit Stolz tun kann, der tuts, wenn er jetzt schon so ein Lumpensack ist. Sieh mich an!"

„Euer Wohlgeboren werden doch den Komödianten aus dem Sattel stechen und aus dem Felde schlagen können!" versuchte Krams zu trösten. „Macht nur gleich den Anfang, mir brennen die Eingeweide vor Hunger.

Hier haben wir mit unserem triefenden Zeug schon alles reichlich naß gemacht, und es möchte uns wenig zur Ehre gereichen, wenn es heißt, die Hunde seien wieder auf der Treppe gewesen!"

Damit hatte Krams recht. Haldring blickte auf die Pfützen, die ihre zwei Paar schlammigen Stiefel verursacht hatten. „Hast du das Kästchen wohlverwahrt?" Er sagte es ohne aufzusehen. „Ei ja, ich will das Felleisen nur gleich in Euer Zimmer schaffen. Das Fräulein wird schon Augen machen!"

Haldring erhob sich; er hätte nicht gedacht, daß ihn die Krankheit so von Kräften bringen würde. Krams trocknete und säuberte an seines Herrn Toilette herum. Dann nahm er den nassen Mantel auf den Arm und beobachtete, wie der Alte, steif und mühsam, Stufe für Stufe mit leise klirrenden Sporen emporkletterte. „Euer Wohlgeboren möchten ein Wort für Melohn einlegen!" rief er ihm noch nach. „Und daß man uns im Stall behandelt, wie es uns zukommt!"

Haldring antwortete mit einer Handbewegung, die schon wieder eines Prinzen von Geblüt würdig gewesen wäre. In seinen Augen spiegelte sich Erwartung. Die Devise seines Herzens aber lautete: „Benigna!"

* * *

Oben traf er auf Frau von Dorthöven, die ihm herzlich die Hand entgegen streckte: „I du meine Güte!" rief sie aus, „Haldring, Sie kommen gerade zur rechten Zeit in dieses Haus. Sie sollen noch Überraschungen erleben! Aber ausplaudern will ich nicht."

Dann bat sie ihn, mitzukommen und keine Umstände zu machen, sie hätte heute noch alle Hände voll zu tun. Haldring folgte der lebhaften Frau schweigend. Er war etwas erschreckt; weiß Gott, daß ihn nicht nach neuen Überraschungen gelüstete! ....

Frau von Dorthöven war eine liebenswürdige Frau, deren stolzer Wuchs durch die schleppenden Trauerkleider noch gehoben wurde. Die Dame wußte das und trug daher gern Trauer um ihre liebe heimgegangene Herzogin, wenn sie auch den Verlust auf's schmerzlichste empfand. Eine gesellige Natur, vermißte sie die Hoffestlichkeiten in Mitau schwerer, als irgendeine der verabschiedeten Hofdamen. Hatte sie doch selbst an der Ausgestaltung der kleinen, noch recht barbarischen Residenz ihren feinen, erfinderischen Kopf erprobt. „Un peu Paris!" war die Parole gewesen, und Orangerien, Oper und Festlichkeiten von bezaubernder Eleganz entstanden nach dem „Rat der Göttinnen," wie

sich der cercle der Damen um die Herzogin nannte. Nun hatte sich die vornehmste auf den Olymp zurückgezogen, der Wittiber aber war mit Dienerschaft, Wagen und Pferden nach Deutschland ins Bad gereist .... Somit mußte sich das Herzogtum auf eigene Hand amüsieren, so gut es eben konnte.

Während Haldring sich in der schweren Kunst übte, neben der gleitenden Schleppe der Frau von Dorthöven herzugehen, ohne daß er seinen feuchten Reiterstiefel daraufgesetzt hätte, kam ihm sein alter Melohn — er wußte selbst nicht wie — wieder ins Gedächtnis. „Mit Verlaub," sagte er, „ich hätte vorerst doch noch eine kleine Bitte an die liebste Hausfrau ...."

Frau von Dorthöven blickte sich um. Wie sie das blasse, hagere Gesicht ihres Gastes sah, machte sie sich Vorwürfe, ihm nicht gleich etwas Herzstärkendes angeboten zu haben. In ihrer lebhaften Art hieß sie ihn schweigen, sie wußte schon, was ihm Not täte. Im Speisesaal nahm sie selbst die rundliche Bouteille aus dem Schränkchen und schenkte ihm ein. Haldring trank und lächelte: er hätte noch eine Bitte ... sagte er. — Gewiß, zu essen müsse er haben nach dem langen Ritt — „Merci" — er könne bis zum Abendessen warten. — So wolle sie ihn zu den anderen bringen, sie hätte heute noch alle Hände voll zu tun. Die Tante sei schon schachmatt. Sie seien im neuen Zimmer, das sie, Frau von Dorthöven, zu ihrem Vergnügen ganz à la mode und, wie sie glaube, recht zierlich habe einrichten lassen. Der Wandteppich, den weiland Herzog Jakob aus seiner eigenen Teppichweberei noch ihres Mannes Mutter geschenkt habe — er verehrte sie tief — käme da erst ins rechte Licht. Es sei ewig traurig, daß die gute Herzogin dies Zimmer nicht mehr sehen könnte......

Haldring sagte endlich verdrießlich, er habe Ärger im Stall gehabt, man gönne seinem alten, treuen Tier keinen Platz mehr darin. Ob sich die werte Hausfrau nicht vielleicht für sein Pferd verwenden wollte!? — Gewiß, das wollte Frau von Dorthöven tun. Sie hob die feine Nase auf: Ob er, mein Gott! auch merke, wie es hier abominable röche?! Der Alte schnupperte ein wenig umher, konnte aber nichts finden, da er sich an den Duft seiner feuchten Stiefel und dito Hose nachgerade gewöhnt hatte.

Das neue Zimmer war wirklich schön! Haldring riß beim Eintreten Mund und Augen auf: Silberne Blacker mit neuen Wachslichten daran, sie waren wie für ein Fest vorbereitet und noch nie angezündet gewesen, blitzten ihm von dragantweißen Pilastern entgegen, die rings die farbenfrohe Decke zu stützen schienen. Ein Mitauer Künstler hatte an ihr weder

Phantasie noch Zeit gespart. Haldring hatte keine Zeit einem himmelblauen Göttermantel, der über den ganzen Plafond wehte, mehr als einen kuriosen Blick zu schenken, denn vor dem offenen Kaminfeuer, tief in einen Lehnsessel geschmiegt, saß Benigna. Mochte die Tapete, die von den Wänden hing, nun blau sein oder nicht, die Stühle geschweift oder gerade, die Tische mit blankpolierten Platten, die Eckschränke mit widerspiegelnden Glastüren versehen, — er bemerkte es nicht. Verständlich war es da auch, daß ihm das teuerwerte Geschenk von weiland Herzog Jakobus, ebenso die beiden Menschen, die darunter saßen, ganz entgingen. Der Teppich stellte einen schlummernden Amor dar, dem sich auf leichten Füßen eine Psyche nahte. Das Gewebe mit den sanftleuchtenden Figuren hätte jeden Kenner entzückt, — aber Tante Wendula hatte von jeher nur wenig Gefühl für schöne Künste, so kehrte sie auch jetzt dem Teppich den Rücken. Ihr Spinnrad hatte sie nah an den Tisch gerückt, auf dem ein großes Licht brannte. Neben der ehrwürdigen Dame stand die gepolsterte, etwas schäbig stutzerhaft gekleidete Gestalt des Herrn von Guhr.

„Wenn die Demoiselle die Fahrt nach Mitau bei jetzigen Wegen riskieren wollen“ — sagte Guhr jetzt besorglich und blätterte in einem Kalender, der, dem Format nach, für Säuglingshände geschaffen schien —: „Die Post geht aus Riga Freitags des Abends um 9 Uhr. Ist Sonnabends um 12 Uhr mittags in Mitau; daselbst ein Aufenthalt von einigen Stunden zur Rekreation der Passagiere. Also — Demoiselle — die beste Zeit für ein Wiedersehn mit der besten Freundin! Diese langt dann Mittwoch um 12 Uhr mittags — will's Gott, wohlbehalten — in Memel an.“

Herr von Guhr schob den Kalender in die Westentasche und erhob sich, da er die Eintretenden bemerkte. Tante Wendchen seufzte. „Karolina, hast du's gehört?“ rief sie der Schwägerin mit erhobener Stimme zu —: „Guhr liest mir eben in seinem Kalender vor, Agnesa würde Sonnabend um Mittagszeit in Mitau sein. Dann könnten wir doch zusammen ein bißchen bei Rappes sitzen, ehe sie wirklich fortfährt. Gott weiß, wann man sich wiedersieht! Aber es wird ja wohl wieder nichts daraus werden!“

Während dieser Verhandlungen war Benigna lange schon aus ihrer sinnenden Stellung aufgefahren. Sie sprang aus ihrem warmen Nest; der Fußschemel auf den geschweiften Beinchen machte einen vernehmlichen kleinen Hops. Haldring meinte einen Augenblick, sie würde

ihm in die Arme fliegen. Aber dann blieb es doch bei einem heftigen Händedruck und dem Aufleuchten der schönen Augen; seit sie groß war, küßten sie sich nicht mehr.

„O, daß der Onkel gerade jetzt, gerade jetzt kommen!" Sie preßte noch einmal seine Hand, ihr ganzes Gesicht war in Aufregung.

Doch jetzt wollte Tante Wendchen auch etwas Beachtung haben. „Ei du lieber Gott, der alte Haldring! Na, und bei dem Wetter!"

Haldring machte eine tiefe Reverenz. Die alte Dame schüttelte ihm kräftig die Hand.

Tante Wendchen war eigentlich durchaus nicht zu übersehen. Ihre starken Züge zeigten Familienähnlichkeit, die eher für den männlichen Teil des Geschlechtes geschaffen schien. Nun saß sie, wie weiland Herkules, ein verkleideter Mann unter den Weibern am Spinnrocken.

Haldring und Guhr begrüßten sich. Erst eine stumme Verbeugung. Dann streckte jeder die Hand ein wenig vor, ohne daß sich jedoch die Finger berührten. Aber ihre Augen trafen sich in stummer Sprache. „Wie lange werde ich das Vergnügen haben?" schienen Guhrs Blicke zu fragen. „Ihr seht übrigens aus, liebster Herr, als hätte man Euch aus dem Graben hier hereingebeten!" — „Wie lange!?" — diese Frage blitzte auch aus den Augen des alten Haldring, und dann sprach sein hohnvoll geschürzter Mund, er redete deutlich genug, auch ohne die Lippen zu öffnen: „Immer noch geschminkt, lockenumrahmtes Doppelkinn?! Immer noch fischbeingesteifte Rockschöße und verziertes Halbtrauerhabit?!"

Herr von Guhr unterbrach dies stumme Gespräch mit seinem amüsanten Salonlachen. „A propos, ist der erzbrave Melohn noch in Amt und Brot?" fragte er laut, den beiden Damen, — Frau von Dorthöven hatte das Zimmer verlassen, — schelmisch mit den Augen zublinzelnd. „Es ist schade, daß ihr ihm einen Hundenamen beigelegt habt, nun sucht er ihm in der Gestalt nachzueifern. Man sagte mir neulich, das Tier sei rippenscheinig geworden: ein wandelndes Rechenbrett! — so sagte man mir."

Tante Wendchen lachte harmlos, Benigna drohte Guhr mit der kleinen Faust. Der alte Haldring aber fühlte, daß er jetzt spitz und keck antworten mußte, — Herr Gott, das war seine Sache nicht! Spitz und keck, das Zeichen zum Zweikampf war gegeben. „Der calembour ist nicht schlecht," preßte er mühsam hervor, „schade, daß ich nichts habe, was sich auf dem Rechenbrett rechnen ließe!" — Benigna zog den alten

Freund ans Feuer. Melohn, der Brave, habe einen recht weichen, angenehmen Gang. Sie denke noch jetzt mit Vergnügen daran, wie sie ihn früher habe reiten dürfen... Haldring hörte nicht auf sie. In seinem alten Kopf arbeitete es, er war mit seinem Gegner noch nicht fertig.

„Ich sehe mit Bedauern," — wandte er sich plötzlich wieder an Guhr, „daß Ihr aus der Trauer nicht herauskommt. Wo ich Euch treff und erblick, immer ist es, als kämt ihr von einem Leichenschmaus."

Der grobe Haldring! Wenn Guhr nicht so zuverlässig geschminkt gewesen wäre, hätte man den Wechsel der Farbe auf seinen Zügen gemerkt. Es gab Leute, die, wie dieser Haldring, behaupteten, den Rock mit allem Drum und Dran bei einem Kleiderjuden in Mitau hängen gesehen zu haben.

Guhr selbst trug die würdige Halbtrauer — seinen einzigen Rock — nicht ohne Stolz, um der zierlichen Knöpfe willen, die, in Stahl gefaßt, auf Emaillegrund die niedlichsten Landschaften, haarfein in Tusche ausgeführt, zeigten. „Pariser Arbeit," pflegte ihr Besitzer sie vorzustellen.

Guhr lachte, während er mit den Fingern leicht auf der Tischplatte trommelte, auf Haldrings Worte hin recht von Herzen. Das war seine größte Kunst: mit zerrissenem Herzen oder überlaufender Galle herzlich lachen zu können. Damit blieb er auch diesmal jede Antwort schuldig. — Haldring sah etwas scheu nach Benigna hin; das war ein recht garstiger Anfang, aber er war nicht schuld. Das Mädchen saß da, die Hände in ihr geblümtes Umschlagtuch gesteckt, das Näschen erhoben. Haldrings altes Herz schwärmte besonders für diesen feingearbeiteten Mittelpunkt ihres süßen Gesichtes. Diese kleine Nase schien den Augen das Sehen, den Ohren das Hören abgenommen zu haben; sie konnte schmollen, die zarten Nüstern verächtlich heben; sie konnte trotzen und amüsiert sein, sie konnte weinen und lachen und neugierig tun über alle Beschreibung.

Der Alte reichte dem Mädchen die Hand entgegen. Ihm war, als habe es ihn nach seinem Wohlergehen gefragt. „Bin krank gewesen, Kindchen. Ein böses Gliederreißen war es. Zehn Tage in ungemachtem Bett schwitzen — das zehrt!"

Die Frauen gaben einen Laut des Mitgefühls von sich. „Wo wart Ihr denn da?" fragte Tante Wendchen. „Habt Ihr auch die gehörige Wartung gehabt?"

„In Strandhof" — antwortete Haldring.

„Ach du lieber Gott, in Strandhof!" rief Benigna. „Ist es wohl wahr, daß die Strandhöffsche dieser Tage mit ihrem Vierzehnten niederkommt?"

„Ich denke doch." ... Das Mädchen lachte.

„Da war es allerdings Zeit, das Feld zu räumen," warf Guhr scherzhaft hin. Haldring fuhr hoch, als hätte er sich verschluckt. Sein Gesicht zuckte, die Augen sprühten in nicht mißzuverstehendem Feuer, seine Hand suchte den Griff des Degens, der so wenig Anspruch darauf erheben konnte, ein Galanteriestück à la mode zu sein.

Benigna streichelte seinen Arm, ja, sie lehnte sich gegen seine Schulter. „Der Onkel Haldring werden uns vom großen Sturm erzählen können und der Strandung des Holländers, nicht wahr?!" — bat sie.

Aber Haldring war eben erst mit seiner Entgegnung fertig geworden: „Ich taug nicht zur klugen Frau" — sagte er bissig, „bin auch nicht gewöhnt im Wege zu stehn. Weiß auch keine Freudencarmina zu dichten." Haldring war sehr übelgelaunt und biß mit unterdrückter Heftigkeit auf seinen Zeigefinger, wie dies seine Gewohnheit war. Ob Guhr etwas erwiderte, hörte er gar nicht.

Hatte er nun Recht gehabt oder nicht?! So würde das jetzt Tag für Tag gehen mit diesem Laffen! Immer auf seiner Hut sein! Sich nur nichts vergeben und seinem Ansehn schaden! Anstatt endlich ausruhen, endlich ausruhen zu können!

Frau von Dorthöven trat jetzt wieder in das Zimmer; das Essen werde gleich fertig sein. Sie setzte sich etwas müde in einen Lehnsessel, den ihr der flinke Guhr an den Tisch gerückt hatte. Alle wollten nun von der Strandung des Holländers hören.

„A la bonne heure!" krähte Guhr! „Ein gesegneter Strand dort, das muß man sagen! Wenn ich nicht ich selbst sein könnte, würde ich Herr auf Strandhof sein wollen und mein Strandrecht so rigorose ausüben, wie er es nur je tut!" Diesmal lachte Tante Wendchen so aus tiefster Kehle, daß sie ihr Spinnrad zur Seite schieben mußte. Haldring brummte etwas, das einen höhnischen Beiklang hatte, aber sonst unverständlich blieb.

„Man sagt, daß der Strandhöffsche viel brauchbare Ware dabei erwischt habe: Tuch und Säcke voll feinsten Gewürzes" — sagte Frau von Dorthöven.

„Er hat genug davon bekommen!“ — Haldring machte eine unbeholfene Handbewegung, als lohnte es nicht, dies Thema weiter zu behandeln. Er betrachtete die abgestumpften Spitzen seiner Reiterstiefel, die ehemals hell, jetzt aber dunkel und feucht waren. Einen raschen Blick warf er seitwärts auf seine Benigna, während die Mundwinkel zuckten, als ob er etwas sagen wollte. — Tante Wendchen rief Benigna an ihre Seite, sie fürchtete sehr für die neuen Polstermöbel, Haldring nähme so gar keine Rücksicht . . . . In dem Augenblick meldete ein sauber gekleideter Junge das Abendbrot. Guhr schnellte von seinem Sitz auf und hatte schon, ehe Haldring sich auf sich selbst besinnen konnte, Frau von Dorthöven und Benigna den Arm geboten und sie seinen Blicken entführt. Die Tante, die etwas abseits saß, hatte noch an ihrem Rade zu basteln gehabt. Haldring verbeugte sich vor ihr mit einer Miene, als bäte er eine Essigkruke um die Ehre. Was das überhaupt für alberne Sitten hier waren! Konnte nicht jeder für sich zum Napf finden! — Tante Wendchen ließ ihre alte Hand nur ein paar Sekunden auf Haldrings Rockärmel ruhen. Dann, als sie durch ein halbdunkles Zimmer kamen, ging sie tastend voraus und zog ihren Kavalier hinter sich her. „Ich bin hier schließlich doch noch mehr zu Hause als Ihr“ — meinte sie. So langten sie wohlbehalten im Speisezimmer an.

* * *

Hier stand der Bediente schon wartend mit dem Waschbecken, daneben der Junge mit dem Handtuch — Frau von Dorthöven hielt es bei sich, wie sie es an Hof gewöhnt gewesen war.

Haldring sperrte Nase und Mund auf, als er den breiten, von zwei großen Wachskerzen erleuchteten Tisch sah und darauf so viel gutes Geschirr und gefüllte Schüsseln, daß er unwillkürlich die letzten Schritte eiliger tat. Guhr hatte in schöner Pose am Stuhl zur Linken der Hausfrau gestanden. Als Haldring kam, trat er um einen Platz zurück: „Cedo majori!“ sagte er im liebenswürdigsten Ton. Frau von Dorthöven warf ihm einen dankbaren Blick zu. An der anderen Seite des Tisches hatten sich Tante Wendchen und Benigna niedergelassen.

Als Haldring an der Reihe war, sich recht umständlich die Hände zu säubern, — „Seife würde auch nicht schaden“ — meinte er, öffnete sich leise eine Tür und es erschienen der Amtmann, der Schreiber und „Gulberg“, die Wirtschafterin, die alle drei das Privileg genossen, am Herrschaftstisch speisen zu dürfen. Der Amtmann, auf das sauberste

gekleidet, machte eine tiefe Verbeugung — die Perücke zitterte — dann nahm er seinen Sitz neben Guhr ein und erhielt auch noch für wenige Sekunden das Wasserbecken, während der Schreiber und Gulberg, die auch nicht übel gegrüßt hatten, vom aufwartenden Bedienten übergangen wurden. Gerade sie hätten es vielleicht am nötigsten gehabt.

Haldring achtete nicht viel auf das Gespräch umher. Er hatte sich vom weißklaren „Kümmel" ein Gläschen füllen lassen und zog eine Schüssel mit Neunaugen zu sich heran. Dort der Hering in der weißen Sauce! und dort die geräucherten Strömlinge! — — War ja alles nur für den Anfang und um sich Appetit zu machen. — Heiliger Himmel, das Wasser läuft einem zusammen! Mit einer gewissen Bedächtigkeit, um den Vorgenuß noch zu erhöhen, langte er in die Tasche und holte sein Klappmesser daraus hervor. Das stieß er dem nächsten Brot in den Leib und zog es kunstgerecht herum. Die Schnitte ließ sich sehen! Guhr begleitete dies Manöver mit einem mitleidigen Lächeln, auch der Amtmann verzog die Lippen.

Benigna ließ ihre schönen Augen etwas traumverloren und müde drüben auf dem großen dreitürigen Schrank ruhen, sie sah die 12 kleinen Apostel darauf an, als hätte sie sie nie zuvor gesehen. Der Schrank war ein Meisterstück der Schnitzkunst, in gediegenem Ebenholz ausgeführt. Desgleichen von Ebenholz waren Stühle, Tische, Anrichten und Truhen in diesem Zimmer, die alle zur Mitgift der Hausfrau, einer geborenen Dippelskirch, gehörten, in deren Familie die Sachen durch eine eingeheiratete polnische Fürstin Orlanska gekommen waren.

Vor den unverhüllten Fenstern hing draußen die Herbstnacht wie ein dunkles Tuch. Die drinnen Tafelnden achteten ihrer ebensowenig, wie die zwölf hölzernen Apostel auf dem Schrank, die alle mit ihren kleinen Augen nur gerade vor sich hinstarrten, wie sie es seit Generationen getan hatten.

Guhr verstand es zwischen dem Essen zu causieren. Er hatte etwas von der bekannten Weltgewandtheit des kurischen Edelmannes, der, einerlei ob am Kaiserhof zu Wien, oder in den Zaubergärten von Versailles, im Lagerleben bei Becher und Karten oder im Salon beim Menuett und Passe-Pied immer seinen Mann stand. Guhr hatte ein wenig davon; nur im Männerkreise seiner Landsleute war er klug genug, mehr zu hören als selber auftischen zu wollen. Heute jedoch fühlte er sich als unumschränkter Herr. „Hab neulich die schönste Kirchenfeier meiner Tage erlebt," erzählte er, „wie sie den Gert Tells-

bach begruben. Ich bin ein hartgesottener Sünder, aber ich sag's frei, die Augen strömten mir über, wie Bäche im Frühling."

Die Hausfrau und Tante Wendchen unterbrachen ihr Essen, auch die andern blickten hinüber, nur Haldring schnitt auf seinem Teller fort und der Schreiber schien gleich am Anfang den Eid geleistet zu haben, sich durch nichts und niemand im Essen stören zu lassen. Er saß da, die großen Schultern ein wenig vorgebeugt, den roten Kopf über dem Teller, als seien ihm die Ohren mit Watte verstopft. Die Hände, zwei rosenroten kleinen Kissen vergleichbar, hantierten indessen ohne Pause.

„Die liebste Hausfrau werden wissen" — begann Guhr wieder — „wie Tellsbach vor einigen Monden im Duell fiel. Dietrich Botheims Kugeln gehen sicher. Sie sollen einen Streit wegen Botheims Jagdhund gehabt haben: Springer, Packan, Melohn — ich weiß nicht, wie er hieß. Schönes Tier, sehr schönes Tier! und eine extraordinaire Nase. Tellsbach gab ihm einen Tritt, daß er einging — so kam das Duell."

Die Perücke des Amtmanns zitterte interessiert: „Bei uns im Reich" — wagte er einzuwerfen, — „werden die Herren advocati mehr inkommodiert bei solchen querelles!" Guhr und Haldring warfen ihm gleichzeitig einen geringschätzigen Blick zu. „Bei Euch vielleicht" — sagte Haldring bedächtig. „In ganz Kurland sind drei Advokaten, und die nagen am Hungertuch." — „Bei uns hat jeder Edelmann seinen Degen" — belehrte Guhr. „Zu schweigen von den Pistols und anderen Mordwaffen" — ergänzte Benigna — ihr Näschen zuckte vor verhaltenem Lachen. Tante Wendchen warf nur einen leeren Blick auf den Amtmann und richtete ihre blauen Augen dann fest auf Guhr, um ihn zum Weitererzählen zu bewegen. Der Amtmann hatte längst zustimmend gelacht.

Guhr fuhr fort: „Es ist nämlich Hinrich Tellsbach, der Bruder, doch faché gewesen auf Botheim, und die von der Verwandtschaft hatten ihre helle Mühe, ihn mit dem anderen zu versöhnen. Das war dann vorigen Tag in der Pirgallenschen Kirche. Wie der Zug ankam, stand ich dicht an der Tür. Vor der Leiche her ging Dietrich Botheim tief in Trauer, mit entblößtem Arm, den blanken Degen in der Faust. Und nachher trugen die Tellsbachs den Sarg, ganz mit Scharlachtuch überdeckt. Goldene Quasten an allen vier Ecken. Hatten alle Trauermäntel und lange Pleureusen, die im Wind schwankten. Und ob es gleich hellichter Tag war, trugen Pagen, je drei von jeder

Seite, brennende Fackeln, daß der Rauch über dem Sarg zusammenschlug und wie eine Säule gen Himmel stand. Ein schöner Anblick! Und dann kamen Menschen, Kopf an Kopf ..." Tante Wendchen riß die Augen auf, wie um den Zug besser zu übersehen. „Menschen!" rief Guhr „Menschen ..!" seine Stimme sank wieder. Eines Weiteren bedurfte er zu seinem Effekte nicht, alle sahen sie den schwankenden Trauerzug der dichtgedrängten Leidtragenden vor sich ...... „In der Kirche trugen sie den Sarg unter die Kanzel, worauf eine schöne und wahrhaft rührende Rede gehalten wurde. Sangen wir alle: „Aus tiefster Not schrei ich zu dir", dann stellten sich Dieter Botheim und Hinrich Tellsbach zusammen und reichten sich die Hände. Zwei Kavaliere hielten ihnen gekreuzte Klingen vor. Nahmen sie beide dann das heilige Nachtmahl."

„Ei, du meine Güte!" rief Frau von Dorthöven voll Anteilnahme, was ihr einen verweisenden Blick von Tante Wendchen eintrug. „Und weiter?" forschte die Tante.

„Ach Demoiselle, nachher wurde der gute Gert begraben, und wir haben auf sein seliges Heil manchen Becher geleert. Hätte sich jeder geschämt, nüchtern davon zu gehn. Jetzt ist die alte Freundschaft zwischen Botheim und Tellsbach wieder ganz und heil."

Haldring war diesem lebhaften Bericht nur insofern mit Interesse gefolgt, als er bei sich erwogen hatte, ob der Malefizkerl diese rührende Versöhnung wirklich selbst erlebt oder nur von dritten erzählen gehört hatte. So wie er, Haldring, ihn kannte, war zum wenigsten seine Anwesenheit dabei erstunken und erlogen.

Ein großer Sauerbraten wurde hereingebracht. Nachdem Guhr von der Sauce geschmeckt hatte, konnte er nicht umhin, Gulberg einige Worte der Anerkennung zuzuraunen. Er war es allein, der der Mamsell hier und da einige Lobesworte oder auch einen Witz geringerer Güte zuwarf. Für alles quittierte sie mit einem Lächeln ihres breiten Mundes, den sie dann aber sofort wieder zur Knospe zusammen zog, was aussah, als wenn die Lippen an einem ziehbaren Bändchen gingen. Gulberg kam zu wenig Genuß bei dieser Mahlzeit. Ihre Nase folgte jeder Bewegung des aufwartenden Bedienten. Ihre Augen straften den lümmelnden Jungen bei der Anrichte mit wahrhaft vernichtenden Blicken, die er leider im seltensten Falle auffing. Ängstlich bauschte sich ihr rechts und links das flaschengrüne Oberkleid, das gestreifte Unterkleid war ein wenig gelüpft und auf die Kniee gezogen, — um jederzeit bei-

springen zu können. Kurz, sie speiste, wie die Kinder Israel ihre letzte Mahlzeit im Ägypterlande zu sich nahmen: als die Hinwegeilenden! Anders Haldring, der satt zu werden begann und dessen Herz weich wurde.

„Liebste cousine!“ redete er heute zum erstenmal Frau von Dorthöven an, „ich hab es hier so gut, da fällt mir mein alter Diener Krams ein. Ist er mir doch getreulich durch Schlack und Dreck gefolgt, und jetzt weiß ich nicht einmal, ob er schon satt gegessen hat. Verübelt mir diese freie Rede nicht, aber wenn ich ihm ein Stück von diesem Sauerbraten schicken dürfte ... Ist just seine Leibspeise!“

— Gulberg wollte sagen, daß niemand von den Leuten versäumt würde, und daß Herr Krams wohl der letzte wäre, sich übergehen zu lassen, aber sie verpaßte dazu die schickliche Gelegenheit. Frau von Dorthöven selbst füllte mit den saftigsten Bratenscheiben einen Teller, der von dem Jungen mit Aufmerksamkeit aus dem Zimmer getragen wurde, aber ob er Krams im selben Zustande erreichte, ist nicht mehr in Erfahrung zu bringen. Das Gesicht des alten Haldring glänzte. Vielleicht ließ es sich doch hier neben dem anderen aushalten! Er sah jetzt öfter nach Benigna hinüber, aber ein Gespräch ließ sich nicht anknüpfen, dazu schwatzte ihm Guhr zu viel. „Das liebe Kind“ — dachte Haldring „es wird Augen machen! Wann hab ich ihr je dergleichen Präsente gemacht?!“

Guhr fragte, ob jemand schon den neuen Trank geschmeckt habe, der zu Paris seit einigen Jahren à la mode sei. Nun beschrieb er mit Entzücken, wie er „vorigen Tag“ (wo, sagte er nicht), eine Tasse voll heißen, braunen Kaffees getrunken hätte. Benigna sagte, sie habe auch schon viel davon gehört, und Frau von Dorthöven bemerkte nur leichthin, sie zöge Schokolade vor und ihre cousine, die jetzt zu Paris am Hof weilte, hätte geschrieben, der Kaffee sei dort als ein horribles Gift verschrieen und würde bald ganz abkommen. Nach diesen Worten wurde Haldring sehr aufgeräumt und blickte Guhr frech von der Seite an. Tante Wendchen fühlte sich zurückgesetzt, weil sie nichts über den Gegenstand gesagt hatte und wurde ein wenig ausfallend gegen Benigna: Sie müsse es am besten wissen, warum sie alle noch in Dorotheenruh aufeinandersäßen und nicht längst ihre Reise nach Karlsbad zum guten Herzog Casimir angetreten hätten. Pferd und Wagen, alles schon bereit! Wann sie, Tante Wendchen, sich jetzt für Kaffee oder Schokolade entscheiden könnte, stehe in den Sternen geschrieben! Der Tante lagen Paris und Karlsbad beide fern und

ungefähr auf einem Fleck. Benigna war über die spitzen Bemerkungen etwas erschreckt. Sie errötete tief und sah schnell von einem zum andern. Frau von Dorthöven rief begütigend: „Wendula, hab dich doch nicht so! Über alte Geschichten!" — Haldring fühlte sich im Namen seines Lieblings verletzt. Außerdem spürte er wieder auf ein Geheimnisvolles gestoßen zu sein, — wie heute schon mehrmals —, in das ihn hineinzuziehen niemand für nötig fand.

„Gott, was der gute Herzog im Bade treiben mag? Ob er sich erholt hat? Er war hier so kaputt," seufzte die Tante, ohne Benigna einer weiteren Anrede zu würdigen. Guhr bemerkte, daß er zuversichtlich glaube, Herzog Casimir amüsiere sich in Karlsbad ganz vorzüglich — er sei immer ein galanter Herr gewesen. „Wo die Herzogin noch kein Jahr tot ist!" — Tante Wendchen war empört. Guhr zuckte die Achseln.

Frau von Dorthöven hob die Tafel auf. Die Herren wurden gebeten, ihre Pfeifen zu rauchen, während die Damen sich zurückziehen wollten. Frau von Dorthöven nahm den Amtmann bei Seite und bat ihn, um Gotteswillen ein Auge auf die beiden Kampfhähne zu haben. Gulberg und der Schreiber verabschiedeten sich kurz — sie wußten, daß sie hier nichts mehr zu hoffen hatten. Tante Wendchen erklärte im Hinausgehn, wenn es dazu käme, daß sie nach Mitau fahre, — es käme ja aber nie aus, was sie erhoffte, — dann würde sie nicht vergessen, ihre Freundin vor dem Genuß des Kaffees zu warnen.

Als die Damen das Zimmer verlassen hatten, rückte der Amtmann, froh des ihm gewordenen Vertrauens, einen Stuhl den beiden Kavalieren gegenüber. Der Diener brachte die weißen, wohlgestopften Pfeifen. Guhr bestellte noch einen Krug Steinbier, das, im Hause bereitet, von schöner, heller Farbe war. In bester Laune hob er sein Glas: „Alsdann Hippokrates, komm her du kurisch Bier! Nachbar, geliebter Freund, dies Gläslein bring ich dir!" Er wollte sich mit diesem Trinkspruch zu Haldring wenden, rechtzeitig fiel ihm jedoch dessen höhnisches Benehmen bei Tisch ein, und so schwenkte er sein Glas dem Amtmann zu. Dieser tat ihm eifrig Bescheid: „Ein Vers von Joachim Rachel, dem Verfasser der 100 livländischen Epigramme," rief er dabei, froh seine Kenntnis verraten zu können.

„Joachim Rachel, oder anders Rachel, oder überhaupt nicht Rachel!" sagte Guhr gemütlich, mir gilts gleich. Ihr seid ein guter, tüchtiger und verständiger Mann, Herr Amtmann. Summa: könntet Ihr mir mit einigen Talern aushelfen?" Haldring lachte auf, während

der Amtmann, aus der Fassung gebracht durch diesen plötzlichen Überfall, errötete. Dann nahm er sich zusammen; könne au moment leider nicht zu Diensten stehen, da .... Guhr unterbrach seine Entschuldigungen mit einer kleinen Handbewegung: „Spar er sich den Rest.!"

Haldring lachte so dröhnend auf, daß der wohlbeleibte Guhr sich wie eine Kugel zu ihm herumdrehte. „Dürft ich fragen ..?" Haldring blies mächtige Rauchwolken aus der Nase und schwieg mit eingekniffenen Lippen. Der Amtmann entsann sich des ihm gewordenen Auftrages und versuchte ein harmloses Gespräch einzuleiten. Auch füllte er beide Gläser nach und fragte eifrig, ob vielleicht ein kleiner Wacholder oder Kümmel beliebt sei. Da kam dem wackeren Amtmann unversehens ein Friedensengel zu Hilfe in Gestalt des Herrn Pastor Emanuel Toppius, der im dunkeln, geistlichen Habit mit ein wenig zerzausten Bäffchen und schiefer Perücke plötzlich auf der Schwelle stand. Nicht anders, als wie Engel zu erscheinen pflegen: sie kommen nicht, sie sind da!

Emanuel Toppius hob seine Rechte: „Pax vobiscum!" sprach er feierlich. Dann verfiel er in seinen alltäglichen Ton: „Guten Abend, Kinderlein! Habt Ihr einen Schluck für meine trockene Kehle? Ich bin, das könnt Ihr mir glauben, totaliter vino captus, wie der Lateiner sagt." — Der Pastor riß seine etwas verschwollenen Äuglein auf und trat dann, mit Schritten, als hätte er unter jeder Sohle eine Kugel, an den Eßtisch heran. Der Amtmann empfing ihn lachend und rückte ihm den von Frau von Dorthöven verlassenen Stuhl heraus. Auch Guhr versprach sich einigen Genuß und füllte dem Pastor ein Glas mit dem kühlen, schäumenden Steinbier. Haldring verhielt sich ein wenig abweisend, ihn drängte es schon hier abzubrechen, um Benigna aufsuchen zu können.

Nachdem Toppius sich gewichtig niedergesetzt hatte, zog er einen Finger an die Lippen: „Pst! — Nicht die Frauenzimmer rufen!" Guhr und der Amtmann lachten, dies schien ihnen der Aufzug einer sehr guten Komödie zu sein. „Werd kein Narr sein!" brummte Haldring. „Der Herr Pastor kommen vom Kindelbier?" fragte der Amtmann freundlich. „So ist es. Vom Morgen an. Jakob Matz ist ein reicher Bauer, ein sehr reicher Bauer — aber geizig. Da mußte ich die gute Gelegenheit benutzen, wo er sich vor den Leuten nicht als Filz zeigen durfte. Selten genug, daß es überhaupt bei ihm ein Kindelbier gibt!"

„Der Herr Pastor sind nicht modest," der Amtmann schüttelte sich vor Vergnügen. „Alle Jahr einmal, mehr kann doch kein Christ von Jakob Matz verlangen!"

Emanuel Toppius riß die Äuglein auf — trank dann aber, anstatt zu antworten. —

„Wie?" rief jetzt Guhr, sich eine nachsinnende Miene gebend. „Wie? Sagten der Herr Pastor eben Jakob Matz! Haldring, das ist Ihr Mann!" Er schlug dem Ahnungslosen derb auf das Knie. „Habt Ihr mir nicht hundertmal erzählt, als noch Ihr Herr Vater selig Erbherr auf Luppeberg, Prekaln und Gallnitz war, — als dann alles in die Brüche ging wegen guter Gründe — daß Euer letzter Bauer flüchtig wurde! Jakob Matz hieß er, Jakob Matz! Augen blau, Haar blond — das ist das Signalement!"

Haldring erhob sich in seiner ganzen hageren Größe, seine Stirn war zorngerötet. Guhr sah ihm nicht in das Gesicht, sonst hätte er nicht weiter gelärmt. — „Haben der Herr Pastor gehört, stimmt das Signalement auf ihren Geizkragen?" Mit einem Ruck, ehe der händeringende Amtmann es verhüten konnte, hatte Haldring blankgezogen. „Herr," sagte er fast leise, „Ihr beliebt Euren Spott mit einem kurischen Edelmann zu treiben!" Der beleibte Guhr kam jetzt auch auf die Füße. Er hatte allen Grund, mit einiger Umständlichkeit an seinem Galanteriedegen zu nesteln, dem Amtmann dadurch Zeit lassend, um den Tisch zu laufen und sich zwischen die Gegner zu stellen.

„Um's Himmels willen! ... Der Herr von Haldring möge beim Glase Bier nicht jedes Wort auf die Goldwage legen." —

„Heran!" brüllte Haldring, der jetzt plötzlich seine Stimme wiederbekommen hatte. „Heran, Komödiant!" Der Amtmann legte beschwörend seine Hände auf den Arm des Rauflustigen. Da er nicht klein von Statur war, deckte er Herrn von Guhr völlig, und es bleibt jedem überlassen sich auszumalen, was der hinter seinem Rücken trieb.

Dem Amtmann stand Strenge für den Ernstfall wohl zu Gebote: „Sie vergehen sich gegen das Gastrecht!" rief er in strengem Ton. „Frau von Dorthöven wird niemals ihren Konsens zu einem Blutvergießen hier in ihrem Speisezimmer geben!" „Niemals!" echote Emanuel Toppius, den man über dem Lärm vergessen hatte, in salbungsvollem Ton.

„Herr von Haldring werden nicht hochherzige Gastfreiheit einer edlen Frau mit Undank lohnen!"

„Undank!“ rief Haldring, auf das Empfindlichste getroffen. „Verlangt Ihr für das Natürlichste auf der Welt noch großen Dank?! Davon versteht Ihr nichts, Amtmann, Ihr seid nicht unseresgleichen. Glaubt Ihr, daß ich im umgekehrten Falle anders handeln würde an der Frau von Dorthöven! Alles stände ihr zu Diensten: Haus und Hof, Geld und Gut.“ „Acker, Vieh und alle Güter,“ setzte Toppius ins Ungefähre fort, denn die Zusammenstellung schien ihm bekannt — damit brachte er aber den beredt gewordenen Haldring aus dem Gleichgewicht. Der Alte bekam wieder ein welkeres Aussehn, mit einem Fluch stieß er den Degen in die Scheide und brummte deutlich genug etwas von einem „feigen Wicht.“ Dann setzte er sich schwer und stützte den Kopf in die Hände.

„Ob er es hier wohl den Winter über aushielt? Und wenn nicht...“

Guhr fand es jetzt an der Zeit, den Beleidigten zu spielen. „Scherze seien nicht mehr gestattet, scheine es! Empfindlich sei der Herr wie eine Laus...“ Guhr zog die Lippen zusammen.

Der Amtmann klopfte Emanuel Toppius auf die Schulter: „Prediget, prediget, Hochwürdiger Herr,“ rief er aus. „Das tut uns not!“ Der Pastor begann sofort: „Geliebte Mitchristen! Sintemalen die Pest hier im Lande so schaurig gewütet hat, haltet Einkehr in Euren Herzen! Der Herr hat ein Ärgernis an unserem armen Ländlein genommen, wo Fressen und Saufen, Springen und Hopsen an der Tagesordnung, dazu die Jagd und der Spielteufel, die liebsten Freunde. Sehet zu, wie unsern Vettern in Livland das Fell schon über die Ohren gezogen wird von ihrem eigenen König und Vater, Carolus von Schweden! Sehet zu, wie auf der anderen Seite die Herren Polen auf der Lauer liegen, unsere Kirche wieder dem Papsttum und Teufel zuzuwenden. Liegt unser Gottesländchen nicht bloß da, wie ein arm, geschoren Lämmchen — preisgegeben jedermann, der die Hand danach ausstreckt?!“

Hier wurde der Pastor in seinem Sermon von einem kräftigen Stuhlrücken unterbrochen. Haldring erklärte, er hätte nun des Blödsinns genug gehört. Wenn das vor ihm nicht ein Trunkener wäre, wollte er ihn wohl mores lehren! Ob der Herr Pastor die Adelsfahne vergessen hätte, die doch jederzeit bereit sei, ihr Blut für das Land zu verspritzen! — Toppius versank wortlos in seinem Glase. Guhr blickte seitwärts zum zürnenden Haldring hinauf. „Eure Nase sieht sehr kühn aus!“ bemerkte er trocken. „Und Eure Manschette

steckt im Bier.“ Haldring zischte durch die Zähne. Der Amtmann, der sich die ganze Zeit breit auf den Tisch gestützt und seiner Lachlust keinen Zwang angetan hatte, wurde sofort ernst. Haldring hatte ein rasches Aufspringen beabsichtigt, um das Zimmer eilig und erzürnt zu verlassen — aber — das verfluchte Bein! — er konnte nur mühsam einen Wehelaut unterdrücken. Toppius nahm seinen Aufbruch als offenbare Beleidigung. „Herr, auf ein Wort!“ rief er in so ernstem Ton, daß jeder an seine Nüchternheit glauben mußte. Haldring verzog eine Sekunde.

„Seit Ihr vielleicht ein Anhänger des dreigeteilten Segens? Wenn ja, dann schlage ich Euch die Knochen im Leib entzwei!“

„Was sagt der Kerl?“ Haldring runzelte die Stirn — Guhr klopfte seine Pfeife auf dem Tische aus:

„Er fragt, ob Ihr ein Anhänger des dreigeteilten Segens seid? Wenn ja, so wolle er Euch die Knochen im Leib entzweischlagen!“ — Toppius nickte zur Bestätigung.

„Bin ich in einem Narrenhaus?“ brüllte Haldring los, der jetzt keinen Sinn für theologische Streitfragen hatte. Hinkend und fluchend verschwand er hinter der Tür, die zu den Frauen führen mußte. Der Gedanke, daß man jetzt im Eßzimmer über ihn lachen würde, schnürte ihm die Kehle zusammen.

„Bist selbst der größte Narr,“ sagte er sich, „was setzt du dich unter diese Schelme, denen nichts anders im Sinn liegt, als dich zum Besten haben! O nur Ruhe jetzt, nur etwas Ruhe! —“

* * *

Benigna hatte darauf bestanden, im blauen Zimmer zu bleiben; es war das einzige mit einem offenen Kamin, und sie liebte das Feuer anzufachen. Tante Wendchen mußte also in demselben Raum bleiben, denn wozu sollten zwei Lichte brennen! Aber sie hatte sich einen harten Stuhl hereingetragen, — Benigna hatte ihr mit keinem Finger geholfen! — und saß nun steif da und spann. Den geblümten Teppich schlug sie auch gleich zurück, — ihre Füße waren nicht verwöhnt!

Frau von Dorthöven war nicht anwesend, als Haldring das Zimmer betrat, ihm schien es sogar, als wenn Benigna allein sei. Sie stand gerade vor ihm und mitten im Raum in einer lässigen Stellung, die Arme willenlos am Körper niederhängend. Sie hatte das Gesicht dem Kaminfeuer zugewandt. Haldring spürte einen Ruck durch seinen müden Körper, als er sein Kind so greifbar und schön vor sich sah: den bauschigen Rock, die kleinen, blanken Schuhspitzen, die unter der Schlußrüsche des

Unterkleides hervorsahen, — alles schien ihm reizend an ihr. Nun erst die runde Taille, das pralle Leibchen, das doch die Biegsamkeit und Grazie verriet! Aber das Umschlagtuch raubte ihm viel, selbst der Nacken war ihm verborgen. — Auf ihren Scheitel hatte sich rötliches Licht gelegt, ringelte an einer Locke abwärts, legte sich milde über den hellen Arm, fuhr hin und her auf den gebrochenen Falten des Kleides und spiegelte sich noch einmal auf den kleinen Schuhspitzen, ehe es sich weiter im Zimmer ausbreitete.

Haldring seufzte auf — da wandte sich ihm Benigna zu. In ihre versonnenen Augen kam ein freundliches Licht. Sie faßte mit beiden Händen nach ihm und nötigte ihn auf einen Stuhl dicht am Feuer. Tante Wendchen warf einen kurzen Blick herüber: es war natürlich einer von den feinen Lehnstühlen, mit der geschnitzten Holzrandung. Der würde jetzt noch lange nach Leder riechen! Die beiden dachten natürlich gar nicht daran.

Nein, sie dachten beide wirklich nicht daran.

Benigna sprach schnell und von so fernen Dingen, daß, wer sie kannte, leicht erraten mußte, sie täte es nur, um ihre eigentlichen Gedanken nicht preiszugeben. Haldring wurde bald stutzig und versuchte tastend dem Ding auf die Spur zu kommen. Ihm wurde ganz heiß, er begriff nichts. Über diesem kränkenden Ärger und Benignas Nähe vergaß er das zu Bett gehen, und daß er ja eigentlich nur gekommen war, um „gute Nacht“ zu wünschen.

„Onkel Haldring,“ sagte das Mädchen mit glänzenden Augen (aber ihre Augen glänzten nicht von dem, was sie sprach), „sind Sie wohl auch um Martini in Mitau gewesen? Nein? Aber da werde ich Herrn von Guhr eher fragen müssen. Es waren doch Komödianten aus Sachsen oder Polen da. Und ein Frauenzimmer hat die Göttin Diana vorgestellt und hat nichts an und um gehabt, wie den Köcher mit den Pfeilen an einem rosa Band. Die Menschen sollen nur so gelaufen sein — sie ist sehr schön gewesen, sagen alle.“

Gert Haldring war leider nicht orientiert.

„O je,“ rief Tante Wendchen interessiert „so ein Mensch! Und die Leute sollen nur so gelaufen sein, das Mensch zu sehen! Aber das muß ich sagen, früher wären doch noch Schleier à la mode und ein paar Blumen, aber jetzt machts ein rosa oder lichtblau Bändchen allein auch. Guck du, wohin du willst, gar keine Gêne.“ Die Tante wies mit spitzem Finger nach der Decke, an der der Mitauer Maler weder Zeit noch Farben, noch Phantasie gespart hatte. „Ich seh nie danach, aber es sieht abscheulich

7*

aus. In den Teppichen wieder nur Götter! Auf Tassen und Tellern — nichts als Götter, kein Fäserchen am Leib als die bloße Haut, und mit süßen Mäulern und spitzen rosa Fingern. O, du böse und verruchte Welt, wie willst du dem gerechten Zorn deines Gottes entrinnen?“

Tante Wendchen zog ein sehr düsteres Gesicht, aber Benigna lachte nur: „Ei, Tante, und da wollen Sie auch partout noch in ein Bad reisen!“ — Aber daran hätte sie nicht rühren sollen: die Tante versank sofort in Undurchdringlichkeit und kniff die Lippen fest aufeinander. Das Mädchen seufzte leicht auf. Sie blickte eine Weile in das Feuer, Haldring blickte auf sie. Ihm war's nicht ums Sprechen, da das alte Spinnrad doch nicht zu verscheuchen war. Da tat Benigna ihm einen Gefallen — unbewußt. Sie begann am Rückenknoten ihres Tuches zu nesteln, ihr war heiß geworden am Feuer. Haldring folgte den kleinen zuckenden Bewegungen ihrer Hand mit angespannten Muskeln. Seine Augen bekamen fast etwas Lauerndes, nur, weil er ihr gern behilflich gewesen wäre. Da wandte sie ihm halb den Rücken zu und bat, ganz mit der Stimme, wie sie ihn als kleines Mädchen um etwas gebeten hatte: „Losmachen — Onkel Haldring!“ Es war erstaunlich, daß seine alten Hände, die zudem noch leise zitterten, das Kunststück fertig brachten. „Guhr dürfte das nicht!“ überlief es ihn voll Triumph. Und mit väterlicher Selbstverständlichkeit führte er die Enden des Tuches unter ihren Armen durch und nahm es dann leise fort, — wie man im April die Tannenzweige von seinen Frühlingsbeeten leise fortnimmt. Benigna tastete mit der Hand nach der Schulter, die dem Kaminfeuer nah war; sie fuhr mit einem Finger leicht über die Haut und ließ die Hand dann gerundet auf der Schulter ruhen. Sie war ganz in Gedanken.

Tante Wendchen, die doch nur so wenig Blicke für die beiden erübrigte, hatte den kleinen Vorgang, so harmlos er sich abspielte, doch beobachtet. Sie fand Benigna albern.

„Was hast du dich so!“ rief sie in herbem Ton, „komm lieber und spinn. Du hast ohnedies den ganzen Tag immer mehr zugesehen, wie deine Mutter Liebden und ich uns abrackerten, als daß du selbst einmal Hand angelegt hättest!“

Benigna empfand die Schelte als unverdient — den eigentlichen Grund ahnte sie nicht. Sie legte sich in den Stuhl zurück, ihr Näschen trotzte.

„Benigna!“ rief die Tante wieder, ihre Stimme zitterte. Das Spinnrad hörte auf zu schnurren. „Treib nur dein albern Wesen so immer fort! Ich sag dir:

‚Es wird auf deinen Wangen nicht steter Frühling sein
Es weicht der Sterne Schein, als wie der Blumen Prangen.
Die Zeit, die alles bricht,
Schont auch des Leibes nicht.
Was heute Purpur träget und Alabaster führt,
Was sich mit Rosen ziert,
Wird morgen hingelegt
Und ruhet ungeacht in Todes kühler Nacht!‘"

„O pfui, pfui" — dachte Haldring und wehrte unwillkürlich mit beiden Händen ab. „Kaum ist man warm geworden, so kommt sie mit der Todesnacht!"

Benigna's Augen blitzten, ihre Oberlippe hob sich ein wenig.

„Wenn Sie immer nur Stücke aus Ihrem Poeten herausholen, so ist das Mirakel nicht groß, alles für Frommheit auszulegen. Die Tante sage doch auch, wie es weitergeht:

‚Laß deine Jugend brennen,
und laß der Liebe Glut
durchwandern Herz und Blut.
Gebrauche deine Schätze,
Weil Blut und Blüte siegt. . . .‘

— So geht es und dann noch weiter, was ich nun vergessen habe!"

Die Augen der Tante bekamen einen düsteren Glanz — doch zog sie es vor, zu schweigen. Das Mädchen aber war heißer und erregter, als der Vorfall es erfordern mochte. Sie schien das selbst zu fühlen und versuchte zu lachen. Dann bückte sie sich tief zum Kaminfeuer herab.

„Benigna" — dachte der Alte; „weiß Gott, ich versteh dich. Man will doch leben. Muß die Hutzel auch immer dabei sein! Ich wollte dir sonst heute schon von meiner Überraschung erzählen."

Er hatte die Hand gehoben, um ihre Haare liebkosend zu berühren, aber sie war aufgesprungen, ohne es zu sehen. Ihre Stöckelschuhe klappten eilig über den Fußboden und dann war sie aus der Tür.

„Sie ist ganz albern," sagte Tante Wendchen bestimmt.

„Aber Demoiselle . . ." knurrte Haldring. Dann fiel ihm ein, daß er beabsichtigt hatte zu Bett zu gehen.

Während er der Tante gute Nacht wünschte und auch bat, der liebwerten Hausfrau seine Empfehlungen zu übermitteln — sagte er so nebenbei: „So ist's wieder das Zimmer mit dem schwarzen Ofen!" Und

beim Gedanken an diesen behäbigen Ofen mit seinen glänzenden, glühheißen Kachelbäckchen überkam ihn schon ein Vorgefühl von Ruhe und Behagen. Aber die Tante schüttelte den Kopf: „Heute seid Ihr im letzten Zimmer am Gang untergebracht. Wißt Ihr, der Gäste wegen kam es schon nicht anders aus." „Gäste?!" „Nun, morgen ist doch das ganze Haus voll! Da werdet Ihr noch Euer blau Wunder erleben." „So, hm. Also das letzte Zimmer." Daß sich nun ein anderer an seinem schwarzen Ofen wärmen sollte! — Er machte einen schiefen Bückling. „Ja — so und das gute Bett mit den grünen Gardinen! Kam heute eben alles verkehrt!"

Tante Wendchen rief ihm noch nach: wo die Lichte ständen, wüßte er wohl. Sei hier ja bekannt genug.

Der alte Kavalier hörte in diesen Worten wieder eine Kränkung heraus, trotzdem sie von der Tante ohne Arg gemeint waren. Mißmutig stolperte er über den finsteren Gang, in dessen Ziegelsteinfußboden manche Stücke fehlten. Mürrisch kaute er an einem Satz, der ihm, er wußte nicht wie, auf die Zunge gekommen war: „Und das soll kurische Gastfreundschaft sein!" — Da stieß er schon an die Kommode, wo er die Leuchter am Tage aufgestellt wußte. Er schlug nicht ohne Mühe Feuer und ergriff das erste beste Licht.

In diesem Augenblick trat Benigna aus einer nahen Tür. Sie flog auf ihn zu und schmiegte beide kleinen Hände in seine ausgestreckte Hand. „Onkel Haldring," flüsterte sie mit warmem Atem an seiner Wange, „ich will Ihnen etwas sagen ... etwas sagen ..." Da aber ging die Tür noch einmal, eine Magd kam mit Eimer und Besen. Und wieder ging eine Tür am Ende des Ganges und Tante Wendchen steckte ihren Kopf herein. Haldring fühlte es bis in die Fußspitzen hinein, daß sie verwundert tat. Sehen konnte er nichts. „Auf morgen" — sagte Benigna und drückte seine Hand. Der Alte machte, daß er fortkam.

Mit müden und schweren Füßen trat er über die hohe Schwelle seines Zimmers. Er fand es bereits beleuchtet. Zwei weiße Himmelbetten standen rechts und links an den Wänden. Das Fenster war sorgfältig mit einem dicken Tuch verwahrt. Als er mißtrauisch einen Schritt vortrat, wischte eine Frauensperson, die sich an einem der Betten zu schaffen gemacht hatte, mit quiekendem Laut an ihm vorbei und fuhr aus der Tür. Der Alte hätte beinah seinen Leuchter fallen lassen: hinter der zurückgeschlagenen Gardine eben des Bettes, woher

die Frauensperson gekommen war, sah er Herrn von Guhrs rundes Gesicht, reichlich bepudert und in die Kissen geschmiegt, aus der gewürfelten Bettdecke hervorlugen.

„Monsieur! Erschrecken Sie nicht," redete ihn die Erscheinung in höflichem und gewähltem Tone an (Haldring meinte jedoch herauszuhören, wie ihm der Spott auf der Zungenspitze balancierte!). „Gulberg ist eine Gans. Sie hat mir nur eben Wärmekruken gebracht, da ich bei dem feuchten Wetter ein böses Zwacken in meiner großen Zehe spürte. Es ist die linke."

Wie ein Geist wandte sich Haldring herum und stürzte mit verzerrten Zügen auf den Gang hinaus. Das war zu viel!... Bald hatte er Frau von Dorthöven gefunden und erklärte ihr in stoßweis hervorgebrachten Worten, daß er nicht wüßte, womit er es verschuldet habe, eine solche Schmach erfahren zu müssen. Wenn er das gewußt hätte, wäre er an Dorotheenruh vorbeigeritten, ja gewiß — vorbeigeritten. Frau von Dorthöven, die vor der Nacht noch ein letztes Wort mit Tante Wendchen zu bereden hatte, begriff zuerst nicht, womit etwas versehen worden war. Sie war aufrichtig bestürzt, stand der alte Herr doch in vollem ritterlichem Anstande vor ihr. Seine klaren, auffallend hellen Augen sprühten vor gerechter Empörung.

„Mein Gott, so möge der Herr Vetter doch nicht reden! Die Tante hat die lieben Gäste zur Nacht placieret, mit bestem Wissen Sorge getragen..."

„Lieben Gäste..!" Haldring legte Hohn in seine Worte. „Bei mir, bei mir würden den „lieben" Gästen nicht solche Erfahrungen zugemutet werden!"

Frau von Dorthöven erlangte ihre Fassung wieder. Es sei wohl nur für diese eine Nacht, daß sie ihn bäte, das Zimmer mit Guhr zu teilen. Könnte doch schon in den ersten Morgenstunden die große Jagdgesellschaft hier sein und dann mit viel Lärm alle Zimmer im Nu anfüllen... Dies sagte sie in einem fast schmeichelnden Ton, dem sich Haldrings Ohren willig öffneten. Er fand sich schnell in die Rolle des Großmütigen und entschuldigte seine leidige Hitze, aber er sei eben dem Guhr nicht grün, weiß Gott!

„Merkwürdig," sagte Tante Wendchen, „aber das scheint wirklich so zu sein." Frau von Dorthöven lächelte bezaubernd, als Herr von Haldring ihr steif und förmlich die Hand zur Gute Nacht küßte. Er aber meinte es grundehrlich.

Indem er in die Kammer zurückging, dachte er bei sich vergnüglich: „Was doch das Weibsvolk noch Reiz für mich hat, rein zum Narren können sie mich machen! Um den Finger können sie mich wickeln!“

Er antwortete auch nur ein grobes „Ja,“ als ihn der scheinbar schlafende Guhr plötzlich fragte, ob er draußen noch irgendwas vergessen oder sonst noch zu tun gehabt hätte! Dann zog er sich mit viel Geräusch die Stiefel von den Füßen und warf sie, einen nach dem anderen, gegen den Ofen. Guhr zuckte jedesmal zusammen. „Der Herr sind zu schreckhaft“ — knurrte Haldring, „der Stuck wird ihm von der Nase fallen!“ — damit kroch er in das Bett. Er zog die Decke hoch, aber konnte keine Wärme finden. Alle Glieder schmerzten ihn — und der Ofen stand am Fußende seines Feindes!

Endlich schlief er. Am Morgen wußte er nicht, ob er es geträumt hatte, daß mitten in der Nacht eine Stimme zu ihm gesprochen hatte: „Summa, Ihr seid ein kreuzbraver Kerl, Haldring, — könntet Ihr mir wohl mit wenigen Talern unter die Arme greifen?“

* * *

Das Zimmer war noch völlig dunkel, als Krams um die gewohnte Stunde bei seinem Herrn zum Wecken eintrat. Haldring meinte, er habe doch gut geschlafen, ein liebliches Behagen durchströmte ihn. Seine erste Frage galt den Pferden. Krams berichtete ganz zufrieden, er sei schon früh im Stall gewesen und habe alles in Ordnung gefunden. Dem Guhr sein Knecht habe gestern in der „Leutestube“ so übel herumturnieret, daß er, Krams, mit einmal im Stalle obenauf sei. Der alte Bursche zog im Sprechen die Vorhänge von dem Fenster, was so viel Geräusch verursachte, daß Herr und Diener das ärgerliche Quieken aus dem Nachbarbett überhörten.

„Krams!“ rief Haldring, „mir ist, als ließe sich heute alles gut an!“

Der Bediente blieb am Fenster stehen und blickte in die verschneite Welt, über der in bräunlichem Grau der tiefe Herbstmorgenhimmel hing. Es düsterte noch im Garten.

„Herr,“ sagte er, den Ausruf überhörend „es hat akkurat die ganze Nacht geschneit. Das Wetter kann leicht wieder auf Tau gehn. Ich möchte für die Wege nicht stehen.“

Haldring lachte innig: „Was uns die Wege noch angehen! Komm und putz mir Rock und Stiefel.“ In heiterem Behagen gingen

sie an die Toilette. Erst jetzt kam ihnen die Miteinwohnerschaft des Herrn von Guhr zum Bewußtsein, die Stimmen wurden darum nicht gedämpft, — man tat so zu Hause als möglich. Krams bediente den Alten, wie nur ein Fürst bedient werden kann. „Wohlgeboren" hier! und „Wohlgeboren" da. Er hatte ein Waschbecken mit warmem Wasser mitgebracht, was Haldring einen unnötigen Luxus fand. „Man käme hier ja aus dem Waschen gar nicht heraus!"

Während er sich die Tropfen aus dem Bart rieb, fragte er dann mit listigem Augenzwinkern, wie ihm gestern der Sauerbraten gemundet hätte? Und ob sein alter Herr ihn nicht verwöhne wie einen Schoßhund? Krams dankte höflich für die Aufmerksamkeit. Dann aber, wie es immer seine Gewohnheit war, wenn Haldring sich einen guten Herrn nannte, strich er sich selbst als guten Bedienten heraus. An ihm sei eben keine Guttat verschwendet, ob klein oder groß. „Aber dem Guhr seiner," er dämpfte die Stimme, „man braucht ja nur den Diener anzusehn, um zu wissen, daß der Herr nichts taugt!" Haldring lächelte befriedigt und bat um ein wenig Reiben des kranken Beines. Darauf verstand sich Krams wie keiner und fing sogleich kräftig an.

„Mit Verlaub," begann er von neuem, „der Herr von Guhr soll ein altes, schmutziges Buch haben, worin lauter Histörchen und galante Abenteuer stehen, darin liest er jeden Morgen wie in einem heiligen Predigtbuche. Und weiß damit alle Frauenspersonen im Hause zu kirren, sich recht in den fettesten Schmalz zu setzen — so sagt der Knecht."

Haldring lachte mühsam, denn Krams machte ihm Schmerzen.

„In den ersten drei Tagen macht er sich an die Alten, ist es nicht so?" — „Das mag sein!" — „Dann kommen die Jungen an die Reih" — „Hoho!" rief Haldring. „Hoho!" spottete Krams. „Ei gewiß! Glaubt Euer Wohlgeboren, daß die Jungen nicht ihre Neugierde haben?"

Haldring richtete sich auf und schob Krams bei Seite! „Da wäre ich noch da, ehe der sich bei dem Mädchen ein geneigtes Ohr verschafft!"

„Vielleicht auch bald ein anderer" — meinte Krams.

„Was?!" Haldring stellte sich auf die Füße.

„Nun, in der Küche spricht man so hin und her, sie sei zu hübsch, um noch lange Jungfer zu bleiben."

„Gott ja!" knurrte er. „Warum nicht, warum nicht! Das muß ja wohl einmal sein."

Bei sich dachte er: aber heute bin eben ich es, der das Kind zu bewahren hat. Weder Frau von Dorthöven noch Tante Wendchen

schoben sich störend in diesen Gedanken. — Er fühlte, er war heute ein ganzer Mann!

„Sieh einmal nach, Krams, ob der Herr von Guhr noch schlafen!" — Sie hatten zuletzt eben nicht leise gesprochen. „O nein," flüsterte der Bediente, „dies möchte mir wenig anstehen ..."

Da ging Haldring mit ruhigen Schritten hinüber und steckte Nase und Augen durch den Schlitz des Bettvorhangs. Guhr lag mit geschlossenen Augen da, das gewürfelte Bettuch bis unter das Kinn heraufgezogen. Während Haldring ihn herausfordernd betrachtete, schien er allmählich zu erwachen. Er reckte sich, gähnte — mit zugedrückten Augen. Endlich konnte er nicht länger widerstehen, dem Blick zu begegnen.

„Gott, wie süß ich schlief!" lachte er mit breitem Munde. „Ihr seid schon gestiefelt und gespornt und ich hab von allem nichts gemerkt!"

„Freut mich" — sagte Haldring. „Wie könnt Ihr mir aber das Gestiefelt- und Gesporntsein von der Nase abgucken?!"

Guhr lachte wieder: „Ich weiß nicht, welcher Narr immer sagt, der Herr von Haldring sei k e i n witziger Kopf!"

Haldring sah ihn böse an und verschwand. „Krams," rief er befehlerisch, „du kannst jetzt gehn!" Als er allein war, begann er in seinem Felleisen zu kramen. Einen Blick noch warf er rückwärts auf das Bett, dessen Gardinen in unbeweglichen Falten herabhingen, dann holte er ein Etwas hervor, sorgfältig in ein blaues Tuch geschlagen. Er nahm es unter den Arm und verließ das Zimmer auf den Zehen. Jetzt hätte er dem Nachbarn noch einen langen Schlaf gegönnt!

* * *

Auf dem morgenfrischen Hause lag frohe Erwartung. Als Haldring an der Küche vorüber kam, strömte ihm der lieblichste Bratengeruch aus der halboffenen Tür entgegen. Er hörte drinnen schon lebhaft hantieren und lachen

Im Speisezimmer fand er sich allein. Auf dem Tisch stand noch die warmverwahrte Morgensuppe. Aber der alte Herr war doch zu aufgeregt, um sich gleich hinter die Schüssel zu setzen. Er spazierte im langen Zimmer auf und ab und inspizierte dabei die Bouteillen auf dem Kredenztisch und die bauchigen irdenen Krüge, die für das Hausbier bestimmt waren. Auf einem anderen Tisch sah er sauberbedeckte Brote. Haldring hob einen Zipfel des warmen Leintuches empor und betrachtete die rosinen- und mandelgespickten Gelbbrote. Seine Nase zog vergnüglich den zuckersüßen

Wohlgeruch ein. Er vertrieb ein paar dicke Herbstfliegen, die sich gleich mitten in den weißen Streuzucker gesetzt hatten, und legte das Tuch wieder zurück. Dann ging er wieder hin und her. Der weiße Sand knirschte bei jedem seiner Tritte und der gehackte „Grünstrauch" duftete würziger, wenn sein wuchtiger Stiefel ihn verwundete. Haldring wurde es selbst ganz festlich zu Mut. Wenn er Benigna jetzt noch allein traf, war alles gestrige Unbehagen vergessen..... Aber sie kam nicht. Oft hörte er Schritte und Stimmen, aber sie war es nicht..... Haldring trat an ein Fenster und sah hinaus. Ein Krähe flog vor ihm auf und stäubte mit den breiten Flügeln Schnee von dem Ast, auf dem sie gesessen hatte.

Wie das Weiße draußen blendete! Im Hofe ging ein Knecht, ein Reisigbündel auf dem Rücken. Vor ihm her tanzte und hüpfte ein zottiger Hund, mit jedem Seitensprung die unberührte Fläche des Schnees zerstörend. Haldring kehrte den scharfgezeichneten Figuren von Mann und Hund den Rücken.

Da öffnete sich die Tür und Benigna kam. Benigna allein. In jäh hervorbrechender Freude traten sie rasch auf einander zu und reichten sich die Hände. Haldring hatte seinen Schatz bisher immer unter dem Arm getragen — jetzt holte er ihn hervor, nahm vorsichtig das blaue Taschentuch herunter und überreichte Benigna ein kleines, zierlich gearbeitetes Kästchen. Es war von Rotholz mit schöner Perlmuttermosaik. Benigna mußte erst die Hände zusammenschlagen, ehe sie es ergreifen konnte. Dann lief sie damit bis zu einem Tisch, stellte es darauf, drehte den Schlüssel und öffnete vorsichtig den Deckel. „O, Onkel Haldring!" und wieder mußte sie die Hände zusammenschlagen. Das Kästchen enthielt die nettesten Nähutensilien, die sich auch ein verwöhnterer Geschmack, als der Benignens war, denken konnte. Das beinerne Nadeldöschen hatte einen feindurchbrochenen Rand. Der kleine Fingerhut ein künstlich-wunderliches Futteral. Jeder Seidenstern war anders geformt. Die Schere schien silbern und hatte die Gestalt eines seltsamen Vogels. Und dieses alles befand sich in einer Polsterung von himmelblauem Sammet. Benigna war sprachlos. Ihre Finger spielten mit den goldenen Glasperlchen, die sauber neben roten, schwarzen und blauen ihr eigenes Kassetlein hatten. Sie lachte lautlos, ihre feinen Nasenflügel zitterten vor Entzücken. Haldring war beinah gerührt. So, so hatte er sich die Freude des Kindes ausgemalt, so hatte sie sich als Kleines gefreut. Jetzt brach Benigna in Jauchzen aus und

bedeckte seine alte Hand mit Küssen. Er wehrte ab, er lächelte — und wehrte wieder ab.

„Aber Onkel, Onkel, wo Sie das nur herhaben! So was Schönes habe ich mein Lebtag nicht gesehen!"

Der Alte schmunzelte! „Feinste holländische Arbeit —" sagte er glücklich. „Das war damals bei der Strandung des Holländers, Kindchen, da hat es der dumme Krams noch im Sande gefunden, in einem Bündelchen, weißt du, von so allerhand."

Benigna machte große Augen. — „Und der Strandhöfsche hat es Ihnen gelassen? ..." fragte sie zögernd. „Seine Frau Liebden hat ja eine Passion. ..."

Gert Haldring machte eine kleine Handbewegung: „Was! Viel gefragt hab ich ihn nicht! Krams fand es ja am anderen Morgen, als sie schon alles geborgen hatten. Ich weiß ja, daß er es mir gern gelassen hätte, wenn ich ihm sagte, ich wollte dir damit eine Freude machen. Aber sie, die Strandhöfsche, ist ja ganz närrisch ... da hab ich mir die Geschichte für ein andermal aufgespart."

Benigna senkte den Kopf, aber nicht zu tief, weil sie fürchtete, das Wasser, das sich in ihren Augen sammelte, würde sonst über die Wangen rinnen. Sie schämte sich, sie hätte das Kästchen am liebsten vom Tisch gestoßen und alle seine Zierlichkeiten in Trümmer geschlagen. Die Augen wagte sie nicht zu erheben, denn das konnte doch ihr alter Onkel Haldring nicht sein, der bettelhafte Greis, der neben ihr stand!

„Kindchen," sagte da seine altgewohnte treuherzige Stimme — „es fehlt noch was. Nicht wahr? Es fehlt noch was! Sag's nur gleich frei heraus! Krams und ich haben alles kreuz und quer überlegt. Er ist selbst einmal nach Goldingen geritten, um Perlen und etwas Band zu kaufen. Aber jetzt haben wir doch etwas vergessen, nicht wahr?!"

Benigna lächelte — und zwischen Lachen und Weinen fiel sie ihrem alten Freunde um den Hals. Und weil sie ihm abbitten wollte, küßte sie ihn warm auf den Mund und streichelte seine hagere Wange. „Du, Onkel Haldring," — du sagte sie ihm zum erstenmal — „das wollen wir aber dem Strandhöfschen schreiben, sonst attrapiert er uns noch einmal als Kontrabandisten. Ja!?"

Haldring stand bei dieser plötzlichen Zärtlichkeit starr wie ein toter Baum da. „Das mußtest du erleben, Gert, das mußtest du noch erleben!" — sagte etwas in ihm. Die Arme hingen ihm schlaff rechts und links herab — er umfaßte sie nicht einmal, wo sie sich doch an ihn gedrängt hatte.

Da war auch schon alles vorüber. Benigna stand wieder mit leichter Befangenheit vor ihrem Kästchen. Er ermannte sich. — Ja, ja schreiben wollte er dem Strandhöfschen. Heute noch! Seine Augen blitzten keck, sein Knebelbart (Mode Herzog Jakob) zitterte.

„Danke!" sagte Benigna aus vollem Herzen und wollte ihren bittersüßen Schatz forttragen. „Danke," sagte auch Gert Haldring, in seinem Herzen läuteten alle Glocken.... Herr von Haldring hat es Herrn von Rappe nie vergessen können, daß er diese glücklichste Stunde seines Lebens zerstörte und seine Feierglocken in Sturmglocken verwandelte.

Die beiden im Eßsaal hatten es nicht gehört, daß sich unten der Hof mit Jägern, Pferden, Hunden und Hundejungen angefüllt hatte. Kräftige Gestalten schwangen sich aus den Sätteln. Pferde schnoben und Dampf wirbelte von ihren heißgelaufenen Flanken in die klargewordene Luft. Rüden legten sich auf den Schnee, ließen die triefende Zunge aus dem Maul hängen und stießen den heißen Atem so heftig und keuchend heraus, daß ihre buntgefleckten Leiber davon in zitternde Bewegung gerieten. — Lärm war unten im Hof, Rufen, Lachen, Schimpfen — und die beiden im Eßsaal hatten es dennoch überhört. — Jetzt begannen im Hause die Treppen zu krachen und die Fußböden zu dröhnen. Türen fielen ins Schloß und wurden wieder aufgerissen. Benigna hielt noch das Kästchen mit beiden Händen — jetzt merkte sie auf und drückte es wie im Schreck an die Brust. Sie blickte nach der Tür, die Augen weit offen, die ganze Gestalt voll Erwartung... Aber er kam vom Gang her, der Herr von Rappe stand mit wenigen Schritten hinter ihr und riß sie an sich. Benigna schrie auf — vor Freude, nicht vor Schreck. Aber das Kästchen lag am Boden, sein Inhalt war zerstreut und der Deckel war aus den Fugen.

Haldring war alles zu plötzlich gekommen, er sah hier nur Frevel und Gewalt. Mit einem Satz stand er neben dem Eindringling, den blanken Degen schon in der Faust, die Augen sprühend, auf den Lippen einen halben Schrei. „Herr!" — donnerte er. „Augenblicks laßt Ihr die Demoiselle frei, oder es soll mich nichts hindern, Euch hier auf der Stelle zum Teufel zu schicken!"

Gert Rappe umfaßte das Mädchen noch fester. Ihm war vor Staunen das helle Blut in die Wangen geschlagen. Da er alle Wehr abgelegt hatte, hielt er einen Arm vor sich.

„Wer ist der verrückte Kerl?" — rief er aus. Benigna machte sich mit Anstrengung frei: „Um Gott, Onkel Haldring, das ist mein

Verlobter!" Sie trat auf den Alten zu, der ihr wie verstört in das Gesicht sah. „Mein Verlobter, Gert Rappe!"

Haldring schien immer noch nicht zu begreifen. „Onkel Haldring," bat das Mädchen, sein lebloses Gesicht erschreckte sie: „Ich wollte es Ihnen schon gestern sagen. Wissen Sie noch, aber es kam immer etwas dazwischen!"

„Ah" — machte der Alte und steckte den Degen ein. Er sah sich nach irgend einem Sitz um. Herr von Rappe streckte ihm freundschaftlich die Hand entgegen: „Ich bin froh, daß diese Querel nur auf einem Mißverständnis beruht, mein Herr! Wahrhaftigen Gott, ich dachte schon daran, mich hier auf dem Platze, so hundemüde wie ich bin, mit Ihnen schlagen müssen." Er lachte herzlich.

Haldring legte seine eiskalten Finger auf einen Augenblick in die Hand des jungen Mannes. Dann setzte er sich schwer. Rappe nahm ungeniert neben ihm Platz und schwor, er würde keinen Schritt mehr tun, eh' er nicht seinen leeren Magen bis zum Rand angefüllt hätte. Benigna lief schon hin und her und brachte Suppe und Brot. Aber er bat für den Anfang um etwas Herzstärkenderes und einen guten Kümmel. Zwischendurch einmal bückte sich das Mädchen, um die Sächelchen, — nicht lieblos, aber hastig, — in das Kästchen zurückzufüllen. Manche kleine Perle blieb am Boden liegen.

In Haldrings Schädel taumelten die Gedanken durcheinander: „Dieser Rappe — er hatte wohl von ihm gehört — Sohn des Klaus Christoph Rappe auf Dikkeln. Reich? — ja — schwer reich. War jetzt im Ausland gewesen auf drei, vier Universitäten. In Paris auch, so viel er gehört hatte. Ein frohes Leben! Duelle? — gewiß, ja! Da, da war ja wohl noch eine Narbe auf der Wange. Nein, er war als Knabe vom Pferde gestürzt. Wie ihm alles einfiel! — In Kriegsdiensten? Holländischen oder ... in Teufels Namen — und jung, jung ist er!" schrie es in ihm auf. Wie ein Berg von Anklagen türmten sich alle diese Gedanken übereinander, und der Gipfel war dieses Furchtbare: Er ist jung! Jung ist er! ... Der Alte stöhnte, es klang wie ein dumpfes Knurren. Er sah dem braven Esser zu, der unbefangen Bissen auf Bissen in den Mund schob. Haldring ging es durchs Herz: er wolle ihm etwas anhaben, ihn kränken, den feinen Herrn. „Monsieur," sagte er fast flüsternd, damit ihn Benigna nicht hören sollte, — er strich sich frech den Schnurrbart: „Ich hab vorhin Eure Braut recht herzhaft geküßt. Ihr habt da ein feines Mädchen!"

Der Alte schämte sich der Worte, die ihm eben dreist über die Lippen gegangen waren. Und doch, als Rappe nur kaum den Kopf hob, zischelte er noch einmal: „Ich hab Eure Braut geküßt!" „Immerhin," sagte Rappe ganz gelassen, „das schadet ja nichts." Bei sich dachte er: „Der Alte scheint also doch verrückt."

Haldring kniff die Lippen zusammen, ein eigentümliches Lachen preßte seine Brust. „Ja, ja, er war ein jämmerlicher Greis, der sich schon dies und das erlauben durfte! Da war von Beleidigung keine Rede, nur lächerlich hatte er sich gemacht. Man hatte gar noch Mitleid mit dem Alten, der seine Füße ungefragt wie ein Bettler unter den Mittagstisch steckte! Durch all die langen Jahre hatte er sich kein Recht auf das Kind, kein Recht auf ihr Vertrauen erworben. Nur etwas Mitleid..." Er hob seine Augen auf — Rappe war fort. Fort, ohne weiteres fort — das gab einen neuen feinen Stich ins Herz, eine neue Blutwelle, die ihm zum Kopf schlug. „Mitleid!?" jetzt lachte er auf — voll Bitterkeit. „O, nein." — Wo war aber der Mensch geblieben? Ah, dort im Fenster lehnte er und beugte sich zu jemandem herab, den er mit der Gestalt verdeckte. Der Alte wandte sich.

Jetzt begann sich das Zimmer mit Gästen zu füllen. Benigna löste sich aus der Fensternische und ging ihnen entgegen.

Man setzte sich zwangslos an den Tisch, aß und trank und erhitzte sich über Hund und Pferd und Wild. Die „Nachjagd" wurde begangen. Haldring sah und hörte alles wie in einem leichten Nebel. Hier und da war's ihm, als ob sich jemand mit einem Gruß zu ihm hin wandte, vielleicht äffte ihn auch sein müdegehaspeltes Hirn, er rührte sich nicht. Mägde und Bediente gingen mit Schüsseln, Krügen und Tellern umher und an ihm vorüber. Einmal erschien Tante Wendchen an der Gangtür wie ein Geist, winkte und rief mit einer abgehetzten Stimme: „Wo bleibt das faule Mensch! Dahrte!" und verschwand sogleich.

Herr von Dorthöven erschien zwischen den lauten Gästen mit seiner Frau am Arm. Er war groß, breit und rot, man sah ihm sogleich den Militär an. Seine kräftigen Züge mochten entfernt an Tante Wendchens erinnern. Er hatte sich umgekleidet, sein Anzug, seine Perücke waren von tadelloser Eleganz. Mit sichtlichem Vergnügen überflog er die Tischgesellschaft. Benigna kam zu den Eltern und hängte sich an des Vaters Arm. „Heda, Rappe!". Dorthövens

Stimme übertönte alle, — „Mars und Adonis in einer Person, komm mal her, das ich deiner Braut ein bißchen was von ihrem künftigen Eheherrn erzähle! —“ Haldring schoß es durchs Hirn: „Also alle wissen schon darum, sind alle orientiert gewesen, und nur du . . . !“ Rappe verließ einen hitzigen Disput und stellte sich in soldatischer Weise vor seinem Schwiegervater auf: „Et bien, Benigna, kommen Sie lieber zu mir!“ Benigna lachte, aber sie blieb beim Vater.

Haldring wollte nichts mehr hören, nicht einen Laut mehr. Und doch hielt es ihn wie mit Stricken an seinem Stuhl fest. Er blickte über die Schulter weg aus dem Fenster hinaus und summte vor sich hin. Dorthövens Stimme war schwer zu überhören, so konnte Haldring nicht umhin zu erfahren, daß die Herren dort und dort die Nacht alle nebeneinander wie die Strömlinge auf einer Strohhütte verbracht hatten. Herr von Rappe aber, den jungen Damen zu Liebe, die eine allgemeine Ausfahrt beabsichtigten, das Wecken am Morgen übernommen hatte. (Haldring hörte jetzt doch zu.) „Na, weck einmal Tote!“ lachte Dorthöven dröhnend. „Aber was tut man nicht für die lieben Herzchen, hörst du Benigna! Kurz, er holt sein Reiterpistol heraus und „krach“ geht ein Schuß über uns alle weg in die Wand. Einige fuhren mit dem Kopf hoch. „Kopf weg!“ kommandiert er und „krach“ geht der zweite Schuß über uns weg. Na, in einer halben Stunde hatten die Demoisellen ihr Vergnügen.“

Haldring stand auf, Gelächter erfüllte das ganze Zimmer, er stürzte vorwärts. „So würde das fortgehn heute und morgen und länger! Wer fragte auch nur nach ihm.“ Er besann sich aber und ging mit Anstand durch die Lärmenden. Er wollte nicht rechts und links blicken und hatte doch Benigna gesehen — in den Armen des Herrn von Rappe. Im Gang fing er an zu laufen. Der Schmerz zeigte ihm unbarmherzig alle freundlichen Bilder, die er sich für diesen Winter ausgemalt hatte. Er konnte keine Worte für seine Enttäuschung finden, nur denselben Satz wiederholten seine Lippen immer wieder: „Und das soll kurische Gastfreundschaft sein!“ — Als er an der Küche vorbeilief, hörte er die Bratpfannen prasseln und das Holz im Herde knacken.

Tante Wendchens Stimme schallte vernehmlich. Ein Junge mit einer Schüssel in den Händen kam ihm im schmalen Gang entgegengelaufen. — Sie wären beinah übereinander gefallen. — Den packt er bei den Schultern und beschwor ihn, bei einer Tracht Prügel, alles

stehen und liegen zu lassen und ihm seinen Bedienten Krams auf sein Zimmer zu schicken. Der Junge leckte hastig an seinen Fäusten, über die ein Teil des Schüsselinhalts gelaufen war, und versprach alles.

Als Haldring in seinem Zimmer allein war, setzte er sich auf die Bettkante und wartete. Zu diesem Bett, in dem er doch schon eine Nacht geschlafen, hatte er ein unbewußtes Heimatgefühl. Drüben bei Guhr lag alles in wüster Unordnung durcheinander. Das Nest war leer. Auf dem Fußboden standen noch zwei bauchige Wärmekruken. Haldring war es, als ging ihm im dumpfen Betrachten dieser Gegenstände eine lange Zeit hin. Endlich klopfte es, und gleich darauf trat Krams ein — sein fahles unbewegliches Gesicht hatte er mitgebracht.

„Krams, pack ein. Wir gehn fort."

„Wann?" fragte Krams langsam.

„Jetzt, in dieser Sekunde!"

„Ist Euer Wohlgeboren, mit Verlaub zu sagen, nicht ganz richtig?"

Haldring fuhr auf: „Ich hab dich verwöhnt, verzärtelt hab ich dich, du Schuft! Zum Dank behandelst du mich wie einen kindischen Narren! Wenn ich dir sage, „pack ein!" so heißt es „pack ein!" — Viel lieber will ich ewig durch die Welt ziehn, als in diesem Hause nur noch eine Stunde bleiben!"

Krams wurde es weh ums Herz. Besonders erschreckte ihn der Ton, in dem sein Herr sprach, das war bis jetzt immer der Ton, kurz vor dem er, nämlich Krams, zu gehorchen pflegte. Und das konnte doch diesmal nicht geschehen!

„Euer Wohlgeboren," begann er noch einmal, jetzt in sehr unterwürfigem Ton, „werden hier kleine Affaires gehabt haben, die sich ordnen lassen. Ist geradezu kein Mirakel, wo so viele streitlustige Kavaliers beisammen sind. Ich bitte Euch untertänig, doch noch ein wenig mit dem Aufbruch zu verziehen. Wenn Euer Wohlgeboren nur wüßten, was alles zu Mittag und zum Abendtisch besorgt wird! Eben sind auch 3 Schlitten Wild angekommen, alles was die Herren zusammengemeistert haben. Einen gespickten Hasen essen wir beide doch so gern!"

Krams spitzte den Mund, aber er hatte nicht den rechten Weg eingeschlagen. Sein Herr seufzte und blickte starr auf den Fußboden: er sah dort springende Glasperlen und ein umgeschlagenes Nähkästchen....

„Euer Wohlgeborenen . . . ?" — „Hast du das Felleisen schon gepackt?" — „Nein!" — brüllte Krams. — „So tu's!" —

Krams machte sich jetzt daran, die wenigen Habseligkeiten in den Ranzen zu stopfen, aber während seine Hände dem unerwünschten Befehl nachkamen, protestierte und schalt sein Mundwerk um so ungezwungener, — dies war so seine Art. Ob der Herr sich den Tod zu holen wünsche? Nach seiner schweren Krankheit wie ein Jüngling von Hof zu Hof zu ziehen! Ob sein treuer Diener das wohl verdient hätte, von den gebratenen Hühnern fort zu müssen, wo das Haus von Speis und Trank schier berste und sich jeder für sein Leben satt essen könnte? Und wohin soll es eigentlich gehen, und warum soll es eigentlich fortgehen?! — Diese beiden letzten Fragen brachte Krams mit lauterer, tief gekränkter Stimme vor.

Haldring stand auf und ging hin und her. Er blieb bei Krams stehen und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Treuer Kerl," sagte er. „Weiß Gott, wenn ich etwas besäße und sei's am eigenen Leibe, ich nähm es herunter und schenkte es dir, um dir dein gut Leben hier zu entgelten. Aber du weißt ja, ich hab nichts mehr als du — nicht ein lumpiges Stück. Aber versteh mich, Krams!" — Haldring klopfte gegen seine Brust. „Man hat mich gekränkt, beleidigt, enttäuscht, man gibt mir zu fühlen, wie arm und vagabund ich bin.... Du kennst mein Gefühl für Ritterlichkeit. Was besitz ich noch, als meine Ehre? Kurz gesagt — ich würde am Bissen ersticken, den ich hier aus Gnade zu essen bekäme."

Krams schwieg eine Weile. „Und das Kästchen?" fragte er dann, die fahlen Wimpern hebend. Es war dies der Schluß einer längeren Gedankenkette.

„Krams!" Haldring sah den Diener nach Worten suchend an, bis sich plötzlich seine Augen mit Wasser füllten. Dann wandte er sich und machte eine kurze Handbewegung, als schnitte er die Frage ab. Krams brummte vor sich hin und beendete schweigend seine Arbeit. „Wohin denn?" fragte er und hob den Sack auf. „Wohin? Wohin der Weg führt, immer weiter, einmal wird schon das Ende kommen!" Dieser dunkle Nachsatz schlug Krams wie eine Kralle in das Herz. Er sagte, er begriffe nicht, daß man den Herrn hier so schlecht hatte behandeln können, wo man doch seine Ehre kennen sollte. Die letzten Worte, so ungeschickt sie auch hervorgebracht waren, taten dem wunden Gemüt des alten Herrn doch wohl. „Also..." Krams versuchte noch einmal zu zögern, aber ohne Überzeugung. „Du sattelst!" Haldring hatte seine gewohnte herrische Kürze wieder. „Aber ohne Aufsehn zu

erregen!“ Krams machte eine Bewegung, die sagen sollte, daß dies heute nicht zu befürchten sei.

Während er mit seinem Bündel über den Gang schritt, kamen ihm wieder Zweifel an der Notwendigkeit ihres überstürzten Abzuges: „Es weiß ein jeder, daß er empfindlich ist wie eine Laus, aber so hereingesetzt wie heute hat er uns damit noch nie.“ Krams beschloß jedenfalls nicht zu gehen, bevor er Benigna vom Stand der Dinge in Kenntnis gesetzt hatte. —

Wieder klopfte es an des Alten Tür, und wie er mit ärgerlicher Stimme „herein“ rief, rauschte ein seidenes Kleid und Stöckelschuhe klapperten auf dem Fußboden. Benigna! Und mit ihr kam der ganze Zauber ihres Wesens in das Zimmer mit den weißgetünchten Wänden. Strahlend, wie eine von den gemalten Göttinnen, erschien sie ihm. Haldring hob abwehrend die Hand: Wozu noch das? .... Sobald sie sein Aussehn bemerkte, wurde sie besorgt. Sie setzte sich zu ihm auf den Bettrand. „Onkel Haldring!“ bat sie ganz leise, indem sie seine Hand ergriff. „Warum willst du fort, gerade jetzt, wo ich so glücklich bin?“

Er wußte wohl, daß er ihr nicht lange widerstehen könnte, darum erhob er sich: „Keine Sorge, Benigna. — Möge der Himmel dich segnen! Ich paß nicht mehr in dieses glückliche Haus. Muß sehn, mir ein anderes Quartier zu schaffen.“ Er lachte etwas, um seinen Worten die Herbheit zu nehmen. Auf der Zunge brannte es ihm zu fragen: Seit wann? Seit wann denn? Aber er schämte sich, ihr den eigentlichen Grund seiner Abreise zu eröffnen.

Als ob Benignas weibliches Gefühl dies nicht erraten hätte! Sie war verwundert und beinah weh davon berührt. Der alte Onkel! Mein Gott, wie wenig ihm der Liebhaber stand! Sie war zu jung und im Augenblick zu glücklich, um dem überzarten Gemisch, einem Kaleidoskop der mannigfachsten Gefühle, in Haldrings alternder Seele gerecht werden zu können. So saß sie an seiner Seite, vertraulich und doch fremd, und schwätzte dies und das, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Von der Tante, wie sie so fachée sei, daß nun die Hochzeit komme und die Badereise hinausgeschoben wäre. Sie meinte immer, es würde sich später schon wieder ein Hindernis finden; entweder die Pest oder die Schweden.... Haldring indessen dachte an die langen Winterabende, die er gehofft hatte mit ihr in Dorotheenruh zu erleben, und schloß die Augen.

Nach einer Weile fing Benigna an, ihn zum Dableiben zu überreden. Sie bat, sie redete ihm zu, sie schmeichelte und schmollte. Sie schmiegte sich an ihn und streichelte ihm die mageren Wangen. Ja sie hätte ihn, wärmer werdend, geküßt, wenn er nur den Kopf um einen Schatten ihr zugeneigt hätte. Aber er dachte an Herrn von Rappes: „Das schad't nichts" und machte einen steifen Nacken. Und doch hätte er sich bestechen lassen und Vergangenes und Zukünftiges über ihrer Gegenwart vergessen — wenn nicht, auf einen kurzen Augenblick nur, Benigna die Geduld verlassen hätte. Sie preßte die Lippen aufeinander und dachte: „Ei, so mag er gehn." Und Haldring las diese Gedanken von ihrem Gesicht — schärfer, klarer als sie selbst empfunden hatte. „Benigna!" sagte er in höflichem Ton — er spürte die herbe Genugtuung, Recht behalten zu haben — „du hältst dich auf; man könnte dich erwarten!" ... Das Mädchen sah nun ihr Spiel verloren. Ihre alte Kinderliebe trat ihr mit eins wieder klar ins Bewußtsein — sie weinte fast. „So seh ich, daß Sie mich nicht lieb haben!" — klagte sie. Er zog statt aller Antwort ihre Hand an die Lippen.

Er gefiel ihr wieder; es lag etwas Ernstes und Männliches in seinem Wesen, und sie war froh, wieder stolz auf ihn sein zu können. So sah sie ihn dankbar an und seufzte auf: Es war jetzt also vorüber!

„Mon dieu!" — wie das Mädchen erschrak — sie hatte ja noch ihre schwere Mission zu erfüllen: der alte Herr sollte, im Fall er sich nicht halten ließe, doch noch „das Übliche" bekommen. „Das Übliche" nun trug Benigna in ihrem Busen verwahrt, beim tiefen Atemholen hatte sie der kleine Lederbeutel ordentlich gedrückt.

„Wenn Sie schon gehen, Onkel Haldring" — fing sie vorsichtig an — „laß ich Sie nicht ohne Gastgeschenk fort. Vergessen Sie nicht Onkel, wie Sie mich mit dem Nähkästchen verwöhnt haben. Ja, ich hab Gert Rappe so gescholten! Er muß mir mit feuchtem Finger noch jede Perle vom Boden aufheben." „O" — machte Haldring nur. Benigna zog ihren kleinen Beutel hervor. Sie errötete. „Die Frau Mutter bittet ... nicht zu vergessen, daß Sie doch ihr Verwandter sind und ..." sie hob die Augen bittend zu ihm auf, „wenn wir es einmal brauchen, Sie retournieren es uns dann ..." — Heiliger Himmel! Sollte er nun noch Geschenke nehmen. Sich demütigen, damit sie später miteinander davon reden könnten! — „Nein," sagte er fest, „heute nicht Benigna." Und schon während er die Worte aussprach, zogen alle Nöte, denen er entgegen ging, die neuen kleinen Demütigungen

hier und dort, zog all sein Elend an ihm vorüber. Da ließ er es zu, daß das Mädchen, indem sie ihn umarmte, den Beutel in seine Tasche schob. Er tat, als merkte er es nicht.

Krams, der die Tür öffnete, um sein Bereitsein zu melden, sah noch gerade diesen kleinen Vorgang. Das war genau, was er bezweckt hatte. Haldring drückte Benigna in seiner Verlegenheit einen Kuß auf den Scheitel: „Kindchen, ich bin sehr elend, sehr elend . . . Nicht besser, als ein Vagabund.“ — Dann bat er sie, ihn nicht zu begleiten. Sie sagte ihm herzlich „Lebewohl“ und „Auf Wiedersehn,“ dann ging sie mit elastischen Schritten — „leicht und glücklich,“ dachte Haldring, — den Gang hinab.

„Wollen der Herr durch die Küchentür kommen?“ fragte Krams. „Mensch,“ knurrte der Alte „ich schleich mich nicht durch Hintertüren fort.“ — „Nun,“ meinte Krams „wie Ihr wollt. Bereit wäre es.“

Im Vorübergehen sah Haldring Guhr in einem Anrichtezimmer stehen. Neben ihm hantierte Gulberg und lachte auf, wie verbotener Weise. „Der bleibt,“ dachte Haldring, „der ißt sich hier erst satt, dann mischt er sich bescheiden unter die Gäste. Hört hier zu und dann wieder da; lobt, lacht und sagt, was die Leute gern hören wollen. Heute noch setzt er sich hin und beginnt ein Hochzeitskarmen zusammenzuschustern, damit man ihn auf die Köste lädt. Katzsapperlot, ich versteh diese Kunst nicht!“

Der Alte ging durch das Haus, indem er das Eßzimmer vermied, und kam unbemerkt auf den Hof. Da stand schon Melohn mit hängendem Kopf; um seine Nase her trieben freche Spatzen ihr Wesen. Er hatte sich auch alles anders gedacht! — Der Schnee im Hof war beschmutzt und zertrampelt — Heu und Stroh lag umher. Eben zog Krams den Klepper aus dem Stall, vor dessen stolpernden Hufen vier Hühner schreiend davonstoben. Auf dem Dache saßen die Tauben in der blanken Sonne, drehten sich und gurrten. Bei Schlitten und Wirtschaftsgerät aber stand ein Knecht und sah alledem zu. Haldring stieg das Blut zu Kopf. „He!“ rief er. „Hergekommen! Hilf mir aufs Pferd, du Lümmel!“ — Der Knecht kam langsam. Haldring erkannte denselben von gestern abend. Als er im Sattel saß, zog er ein ansehnliches Geldstück hervor und reichte es ihm, ohne es zu besehen. Der Knecht zog die Mütze und trabte zum Hoftor, um — da es eigentlich schon offen war — nur dienstwillig noch etwas an seinen breiten Eichenflügeln zu rücken.

Krams konnte nicht mehr hindern, was er gern gehindert hätte. Sein Gesicht blickte so sauer, als wenn er Essig getrunken hätte. Jetzt bemühte er sich auch weiter nicht, die dickgeschwollenen Säckchen, die ihm rechts und links am Sattelknopf hingen, zu verbergen. Wie sich Haldring nach ihm umwandte, erblickte er sie. — Scham und eine kleine, ganz gedrückte Befriedigung stritten in seinem armen Herzen. Er erinnerte sich, daß er heute noch nichts gegessen hatte — ein liebliches Bild von gebratenen Hähnchen umgaukelte ihn. Ob aber der Knecht nicht lachte?! Haldring warf einen mißtrauischen Blick auf ihn — der verzog keine Miene. So trieb der alte Kavalier Melohn an mit Peitsche und Sporen.

Und vor ihm dehnte sich der kaum befahrene Weg — eine lange, bläuliche Spur im Schnee. Am Feldrain ein runder Busch mit verschneiten Ästchen, ein gelbfahler Grashalm, der sein Fähnchen über den Schnee gerettet hatte — alles warf seinen bläulichen Schatten. Er selbst, der alte Haldring, und Melohn mit dem nickenden Kopf — ihr Abbild, wie aus bläulichem Papier geschnitten und genau an die Hufen des Tieres gepaßt, lag neben ihm auf der Fläche und begleitete ihn in drolligen Verschiebungen.... In jähem Widerwillen hob der Alte den Arm und gab seinem Zerrbild einen Peitschenschlag über den Kopf.

Erich von Mendelssohn

Juliana

Das blendende Weiß auf den Türmen und Mauern der Stadt gewann schon den rötlichen Schimmer, und noch immer war das Ende des Zuges nicht zu erblicken. Da sprang der Königssohn von seinem Thronsitz auf und rief:

„Ich sandte euch aus, um die fernsten Länder zu durchziehen und alle Schätze der Erde vor meinen Füßen niederzulegen. Wohl rinnt Stunde für Stunde der Zug an mir vorbei; ich sehe Gold und Juwelen und seltsame Tiere. Doch mich ekelt der Menge, die sich selbst des Wertes beraubt. Anderes erträumte sich meine Sehnsucht."

Da bargen die Diener ihr Antlitz in den Staub und sprachen:

„Herr der Welt! Nicht sind es Sklaven, die jene Schätze tragen. Könige sind es fremder Reiche, die mit nackten Füßen durch die Wüste hergezogen kamen, um deine Knechte zu sein. Nie genoß ein Herrscher größeres Glück."

Und der Königssohn senkte den Blick und sprach mit leiser Stimme:

„Wohl weiß ich, daß das Ziel die Sehnsucht tötet. Doch klang in manchen Nächten eine Stimme und redete ohne Worte zu mir von einer Sehnsucht, die nicht in der Erfüllung stirbt. Vernahmt ihr Gleiches nie?"

Er hob die Augen, um seine Diener anzublicken. Doch sie schwiegen und starrten ihn blöde an. Voll Schmerz und Verachtung sah er auf den Zug, der endlos weiterrollte. Rot schimmerten die Sandwolken, die von den Füßen der schleppend Gehenden aufwirbelten.

Aus „Nacht und Tag", Roman. Mit einem Vorwort von Thomas Mann. Leipzig 1914. Verlag der weißen Bücher.

Auf einmal färbten sich die bleichen Wangen des Königssohnes, und alle seine Fibern spannten sich. Und als die Diener der Richtung seiner Augen folgten, erblickten sie ein schönes Weib im Sklavengewande. Da stießen sie einander an und kicherten:

„Deshalb so hohe Worte von unerfüllter Sehnsucht in schlaflosen Nächten! Die schmucke Dirne wird sie zu stillen wissen."

Der Königssohn aber stieg von seinem Thronsitz herab und trat auf das Weib zu:

„Schön ist dein dunkles Haar, schön das Weiß deines Antlitzes und seltsam strahlen deine Augen, seltsam bebt dein Mund. Wie heißest du?"

Sie kreuzte die Arme vor der Brust und sank in die Kniee. Doch hielt sie die strahlenden Augen erhoben:

„Herr, ich heiße Juliana."

„Woher kommst du Juliana?"

„Fern ist das Reich, wo sie mich Fürstin nannten. In Trümmern liegt es. Man hat mich hergeführt, daß ich dir diene."

Sinnend sah der Königssohn zu ihr nieder. Langsam sprach er:

„Manches brachten mir meine Knechte und sagten, es wären die Schätze der Welt. Stehe auf, Juliana, dich allein wähle ich mir."

* * *

Und er faßte sie bei der Hand und führte sie fort. Die Sonne sank, als sie der Stadt zuschritten, doch sie achteten nicht des blutenden Rotes auf den Türmen und auf den Sandwellen der Wüste.

Am großen Tore gingen sie vorbei und kamen zum kleinen Mauerpförtchen, von dem die gewundene Treppe heimlich zum Gemach des Königssohnes hinaufführte. Und als er die Türe mit heftiger Bewegung aufstieß, daß Juliana eintrete, zögerte sie und sprach:

„In deine Einsamkeit soll ich dringen, du Königssohn, ich, die ich als Sklavin kam. In deine Seidenteppiche soll ich mich hüllen, und noch atmen sie den Duft deiner Glieder. Und wenn der rote Schein der Ampel flackernd verlischt, soll ich von deinem Lager aufstehen — schwer rauschend werden die Decken auf den Boden gleiten — und mit meiner Hand, die deinen Ring tragen wird, soll ich die Vorhänge zur Seite ziehen, daß mein Blick auf das Schweigen deiner schimmernden Gärten falle, wo nur der Brunnen eintönig unter den Sternen plätschert, und schwer und still die Bäume in die Höhe ragen.

Keine Dirne bin ich, die einem Trunkenen Heiliges raubt. Wie du bin ich aus königlichem Geschlecht, doch jetzt deine Dienerin. Und schamhaftes Zögern hemmt der Dienenden Schritt, wenn der Herr sie in die stolze Nacht seiner Einsamkeit führt, du Königssohn!"

Da sank er vor ihr nieder und barg sein Gesicht an ihre Scham. Durch Julianas dünne Gewänder fühlten seine heißen Hände die Kühle ihrer Schenkel. Er sprach:

„Wie Hohn klingen deine Worte, Juliana! Denn als ich dich sah, zerrann mein Königtum. Ein Bettler bin ich, Juliana, um Stillung heißen Sehnens flehe ich. Meine heimliche Kammer öffne ich dir und meine schimmernden Gärten. Mein Ring mag deine weiße Hand schmücken. Nichts gilt mir meine stolze Einsamkeit mehr und verschwiegene Nacht, nichts mehr meine Schätze, an denen ich mich müde sah. In tiefer Vereinigung mit dir will ich die Sehnsucht stillen, die vom Ziele nicht getötet wird, und die sich aus der Erfüllung stets neu gebiert. Komme zu meinem Lager, Juliana, und laß die dünnen Hüllen fallen, die mich von dir noch trennen."

Doch Juliana sah ernst zu ihm nieder und sprach:

„Du irrst, wenn du wähnst, daß nur diese dünnen Hüllen uns trennen. Weit war mein Weg zu dir, weit ist dein Weg zu mir."

Da sprang der Königssohn auf und rief:

„Und mag der Weg weit sein, ich fürchte mich nicht, ihn zu gehen, wenn du mich geleitest."

Sinnend sprach Juliana:

„Viele suchen das Ziel. Grade Wege gingen die einen und krumme die anderen. Keiner erreichte es. Wirf deinen Purpurmantel ab, du königlicher Bettler und folge mir."

Und der Purpur fiel. Juliana wandte sich zum Gehen, doch der Bettler zögerte. Gesenkten Hauptes fragte er:

„Willst du nicht einen Blick in meine einsame Kammer werfen, Juliana? Willst du nicht meine Schätze spielend durch deine weißen Finger gleiten lassen? Willst du nicht den Vorhang zur Seite schieben und auf meine schimmernden Gärten schauen, deren nächtliches Sternen-Schweigen nur das eintönige Plätschern des Brunnens durchbricht?"

„Nein," sprach Juliana. Und sie schritten in die dunkle Wüste hinaus.

* * *

Sonnenschein lag auf friedlichen Tälern, wo der Bauer hinter dem Pfluge ging. Von den grünen Matten hoben sich leuchtend die roten Dächer der Hütten ab, wo Frau und Kinder des Landmanns warteten.

Auf einem der sanften Hügel standen Juliana und der Bettler und schauten auf das weite Land. Da hob der Bettler die Hand und sprach:

„Werde mein, Juliana! Daß ich für dich die Felder bestelle und müde und froh des Abends zu dir komme, um bei dir die Nacht zu verbringen. Friedevoll reihe sich Tag an Tag, und unsere Kinder seien unser Glück!"

Juliana strich sich über die Stirn und sprach:

„Willst du in harter Arbeit Betäubung suchen für die Leere der Nacht! Willst du mich fliehen, um mich zu erreichen? Sollen dir blühende Kinder ein Glück vortäuschen, das du bei mir nicht fandest?"

„Vergib mir, Juliana," sprach gesenkten Hauptes der Bettler. „Dich suche ich."

„So komme mit mir, noch weit ist der Weg."

* * *

Und als sie den Garten betraten, scholl Gesang ihnen entgegen. Leichten Fußes schritt Juliana auf dem kiesbestreuten Wege hin, langsam folgte ihr der Bettler, denn der wogende Duft von Rosen und Flieder betäubte seine Sinne.

Auf einmal ließ ein helles Lachen ihn umherschauen: durch die Büsche schlüpften in neckischem Spiele leicht gekleidete Mädchen und jubelten, wenn die Schleier sich an Dornen verfingen.

Sinnend war Juliana am kleinen Teiche stehengeblieben, auf dem weiße Schwäne ihre Kreise zogen. Dort erreichte sie der Bettler; hell leuchtete sein Gesicht, als er sprach:

„In einen Zaubergarten sind wir geraten, Juliana! Darf ich nicht Blumen pflücken, wie jene Mädchen und sie dir zum Kranze winden? Daß unser spielendes Glück sich Sonnenglanz und Vogelsang anschließe."

Doch Juliana schüttelte langsam den Kopf:

„Wohl glänzt die Sonne seidenweich durch Blätter und Gras. Wohl mischten sich die Küsse der Mädchen und ihr leichtes Spiel mit Vogelsang und Blütenduft. Doch nicht kann ich dir Gleiches gewähren; denn siehe: Tauig wird sich die Nacht auf Licht und Spiel senken, und mit dem Verstummen der Lieder werden die ziehenden Nebel den Wiesen entschweben."

* * *

Nackt waren die Knaben, die um das Opferfeuer tanzten, und der dunkelrote Schein flackerte von ihren Leibern in das schwarze Gewölbe der ungeheuren Bäume.

Auf ihren langen Stab stützte sich Juliana und hob langsam den weißen Arm. Da sprach der Bettler:

„Ihre Körper glühen und heißes Fieber entstrahlet ihren Augen. Und doch sind ihre Glieder zart und schmächtig, und wohlige Kühle paart sich in ihnen mit schwellender Kraft."

Dies antwortete Juliana:

„Rauh ist dein Mantel, in schweren Falten umhüllt er dich. Zu weiter Wanderung scheinst du bereitet."

„Abschleudern laß mich den Mantel, daß er mich nicht hemme!"

Juliana wandte sich zu ihm; tief zog sie den Kopf in die Schultern:

„Und würfest du den Mantel ab und wolltest in sprengender Kraft deine Glieder recken, so wisse: selbst warst du einst wie diese Knaben, voll unklaren Sehnens nach hohem Ziele. Da wies ich das Ziel dir; auf meine Worte begabst du dich auf den Weg."

„So spotte meiner nicht, Juliana," sprach der Bettler, und tiefe Trauer lag in seiner Stimme. „Einem Raubvogel gleichst du, Juliana, und heiser und ächzend klingt dein Ruf."

Da hob Juliana den Kopf und rief frei und hell:

„Kommt her, ihr Knaben und dient eurem Meister! Dunkel und rauh ist sein Mantel, aber nicht immer trug er ihn. Meinetwegen legte er ihn um die stolzen Schultern."

Die Bewegung der Knaben erstarrte; der Kreis löste sich auf. Ruhig brannte das Feuer.

Sie fragten einander:

„Wer ist die Frau und wer der Mann?"

Da klang die Stimme des Mannes, flehend rief er:

„Bleibt, schöne Knaben, und laßt aus der Ferne mich euch betrachten."

„So sagt mir," sprach Juliana, „was ist der tiefste Wunsch eures Herzens?"

Sie knieten nieder und flüsterten mit heißen Wangen:

„Ein Weib, wie dich, zu erkämpfen."

Da verhüllte der Bettler sein Antlitz

*　*　*

Lichtblau strahlte der herbstliche Himmel, und dunkelgrün hoben sich einsame Tannen vom Gelb und Rot der Buchen ab. Leise raschelte das Laub, wenn Julianas schleppendes Gewand den Boden streifte, und wehmütig herber Duft stieg von ihm auf.

„Verstehst du die Schönheit des Erschlaffens?" fragte der Bettler. „Wann werde ich nach verrauschter Glut an deiner Brust geborgen, die stille Freude in deinen Augen lesen, bevor der Schlaf sie schließt?"

Da sah ihn Juliana an; stolz hielt sie ihr Haupt erhoben:

„Wähnst du, daß mich nach müdem Verweilen gelüstet, weil ich langsam schreite?"

* * *

Immer weiter entschwand das Ufer, das von Menschen bewohnte. Mit leisen Ruderschlägen führte der Bettler den Kahn. Ein Schwingen ging durch die Wasserfläche und schaukelte sanft hier und da eine breitruhende Wasserrose.

Es streifte leicht am Kiele, als ob weiche Hände den Kahn zurückzuhalten versuchten und ihn doch weitergleiten lassen müßten. Dann ragten schlanke Halme über die Wasserfläche empor; leicht schwankten sie im Winde und höher reckte sich das Schilf, und dichter wurde seine Schar. Es bildete eine schmale Gasse hinter dem Kahne, und auch diese schloß sich, als der Bettler dem Boote eine Wendung gab. Doch waren manche Stengel geknickt und einige schwammen entwurzelt im Kielwasser.

Da zog der Bettler die Ruder ein und kauerte sich auf der Bank zusammen. Er sah, wie Juliana ihr Haupt zur Seite neigte und mit der Hand im Wasser spielte und sprach:

„Zürnen muß ich mir selbst, daß ich heiliges Schweigen breche. Doch sehe ich deine tändelnde Hand, däucht mir, daß die Stunde Ernsteres in ihrem Schoße tragen könnte. Juliana! Mit ruhigen Ruderschlägen führte ich unser Boot hierher, und die weite Wasserfläche verengte sich zum kleinen Kreise, der jeglichem Blick ein Ziel setzt. Und wiederum brauche ich mich nur zu erheben, und über schwankendes Röhricht schweifen ungehindert die Augen. Juliana! So wenig trennt uns von weiter Welt, und doch sind wir so allein. Laß uns der Einsamkeit genießen, Juliana, und uns zu letzter Einheit zusammenzufinden."

Als er geendet hatte, ergriff Juliana mit hartem Zuge die Ruder; es kreischten die Rohre, es knickten die Halme. Und wieder lag der See offen vor ihnen, und sie näherten sich dem Ufer, dem von Menschen bewohnten.

* * *

Auf flachem Dache standen sie, als der Vollmond aufging, und unter ihnen lag die Stadt mit tiefen Schatten schwer und stumm. Und als der rötliche Schimmer auf der Scheibe verblaßt war, und sie weiß und still am Himmel stand, sprach der Bettler:

„Vielfältiges Leben verschmilzt zu großer Einheit unter ruhigem Blick. In jenem Hause mag sich wollüstig ein Paar auf dem Lager wälzen, und dort stöhnt vielleicht einer in unbefriedigtem Liebesdrange. Und in der großen reinen Mondnacht lebt jedes Menschlein seinem kleinen Begehr. Uns einsam Wachenden jedoch ist Ruhe und Größe offenbar."

Ernst antwortete Juliana:

„So müssen wir denn auch für ewig menschlichem Begehren entsagen, daß Ruhe und Größe und stille Mondnacht unser sei."

„O nein, Juliana!" rief der Bettler. „Wenn ich aus der Einsamkeit meines Gemaches auf meine schimmernden Gärten schaute, die tot und doch geheimnisvoll-lebendig unter mir lagen, ergriff mich die Sehnsucht nach heiliger Vermählung. Eins wurden Mondnacht und Liebe. Von dir träumte ich dann, Juliana! Du kamst, doch weigertest du dich, Mondenträume zu erfüllen."

„Von deinen schimmernden Gärten kamst du zu dieser Stadt. Gleich ist der Mond, der beides bescheint. Lerne, von dieser Stadt zu deinen schimmernden Gärten zurückzukehren."

„Juliana! Und wenn der Ring sich also schließt, wirst du dann mein sein?"

„Dann werde ich dir gegeben haben, was dir zu geben war. Anders wirst du deine schimmernden Gärten wiederfinden, als du sie verließest."

* * *

Es tropfte von Zweigen und Blättern des Buchenwaldes, und Nebeldunst hing zwischen den grauen Stämmen. Auf dem schlüpfrigen Moose glitt leicht der Fuß. Eilig huschten gefleckte Molche unter die schwarzen Wurzeln oder sahen mit erhobenem Kopf und großen Augen die Wanderer an.

Nach einer Stunde erreichte Juliana die Lichtung, die mit langem, feuchtem Grase bestandene. Und als sie diese durchschritten hatten, kamen sie in den starren Tannenwald, wo die Trümmer des alten Heiligtums moosbewachsen lagen. Den Fuß auf eine gestürzte Säule stemmend, sprach sinnend der Bettler:

„In dunklem Wald liegt verborgen, was einst höheren Schauer einflößte. Juliana! Laß meiner Liebe reichen Tempel nicht gleich ein trauriges Ende finden, daß eines flüchtigen Wanderers Fuß auf die Reste stößt.“

„Die Worte deines Mundes kehren sich wieder sich selbst; wohl brach dies Heiligtum, doch dünkt mich, daß neue Weihe es durch Alter und Verfall erhielt, durch ewiges Leben im Tode! O Nebelschleier und Tropfenschlag auf harten Blättern! Wann wirst du die Einheit von Tod und Leben in Klarheit und Licht verstehen, du bettelarmer Königssohn!“

* * *

Im Garten des grauen Klosters saßen sie auf einem verwitterten Grabsteine. Mönche gingen bedächtig durch den halbdunkeln Kreuzgang, und feierlich klang das Glockengeläute vom schweren Turme. Da sprach der Bettler:

„Tag für Tag und Jahr für Jahr hallen diese Gewölbe von den Schritten derselben Männer wider. Stein für Stein ist ihnen vertraut und Bildnis für Bildnis: Und dennoch atmet Stein und Bildnis jeden Tag aufs neue heilige Leben für sie. Unerschöpfbarer Born entspringt ewiger Ruhe. Juliana! Ewig fanden Mann und Weib einander, und jedesmal ward das ewig Wiederholte zu großem Geschehnis.“

Dämmerung senkte sich herab. Helle Streifen fielen aus den hohen Fenstern der Kirche auf den Klostergarten. Zitternd und schwebend verklangen die Glocken, und Gesang hub an. Langsam erhob sich Juliana und vor dem Bettler stehen bleibend sprach sie:

„Nicht redest du volle Wahrheit: Wohl suchten Mann und Weib ewig einander, doch sie fanden einander nie.“

„Doch, ich will dich finden, Juliana!“ schrie heiß der Bettler auf.

„So folge mir weiter.“

* * *

Bäume krümmten sich schmerzhaft auf dem sumpfigen Boden, und gelb und lang war das Gras. Molche schlängelten sich in den Tümpeln, und hochbeinige Reiher schritten gewichtig einher. Kerbtiere schwirrten um moorige Löcher.

Da sprach der Bettler zu Juliana:

„Buntes Leben beherbergt der Sumpf. Wie schließen nicht Dürre und Feuchte einander aus, und doch erzeugt ihre Vermählung vielfältiges

Gewirr von Lebendigem. Juliana! So unerreichbar du mir auch ewig sein wirst, so wahr ist dies: nicht ist Spannung zwischen uns der Zweck, sondern Berührung, daß Neues, jedem von uns Wesensfremdes entstehe."

„Und wäre nicht dieses Neufremde ein zweckloses Wesen wie ich und du?"

* * *

Gold und Juwelen und weißblaue Perlen schimmerten an den Wänden der Schatzhölle in vielfältigem Lichte unter der milchigen Kuppel.

Und als Juliana sich auf dem Lager ausgestreckt hatte, kniete der Bettler vor ihr nieder und sprach:

„Als köstliches Kleinod erscheinst du mir, und als strahlender Edelstein. Unberührte Weiße zeigt dein Arm, und seltsamen braunen Korallen gleicht das Haar deiner Achselhöhlen. Spangen zieren deine Glieder und ein Reif schmückt deine Stirne: Juliana! Laß mich die kostbarsten Steine über dich säen, laß mich mit wohlriechenden Wassern deinen Leib besprengen, daß du selbst zum strahlenden Kleinode werdest. Laß mich dir Wein in kühlen Schalen reichen, daß in glühend-trunkenem Rausche Juwelen und Gold eins mit deinem blühenden, schwellenden Leibe werden, und nimm mich dann hin, wie du des Weines genossest!"

Und Julianas Gewand glitt herab und offenbarte ihre Brüste und ihre Scham. Unter dem Haupte faltete sie die Hände und sah in ihrer leuchtenden Nacktheit unbeweglich auf den Bettler herab.

Seine erhobenen Hände bebten, als er sprach:

„Was ist Sternenschein gegen das Licht, das deinem Körper entdringt! Was ist der bräunliche Schein des Mondes im Wolkendome gegen die Farbe deiner Scham! Und rot, wie ein sehnsüchtiger Mund lockt der heilige Spalt. Was ist alles Leuchten der Welt gegen all diesen Glanz! Fieber faßt mich, Juliana! Gönne mir die kühle Glut deines ewigen Leibes."

Da hob Juliana den Arm, und das Licht der milchigen Kuppel erlosch. Und schwarz wurden die eben noch schimmernden Steine.

Aufschrie da der Bettler:

„Wie hart du bist, Juliana! Mir graut vor erloschenem Glanze."

Da hob sich Juliana auf vom Lager und sprach:

„Noch niemand sah der Sterne Licht verbleichen."

* * *

In weißem Mondlicht war der Föhrenwald erstarrt und die hohen, nackten Stämme warfen blaue Streifen auf das silberglänzende Moos. Auf den abgestorbenen Ästen saßen unbeweglich kleine Eulen, hier einzeln und dort in Reihen. Zuweilen streckte eine den Hals vor, um ihn gleich darauf wieder zwischen die Schultern zu ziehen. Da sprach der Bettler zu Juliana:

„Lebendiges tötet das Mondlicht und erweckt Totes zum Leben. Geahntes erhält Form, und Festes verschwimmt. Unser Fuß schwankt auf Felsengrund und schwebt sicher über dem Moose. Sage mir, Juliana, ist dir je größeres Wunder begegnet?"

Doch Juliana schwieg. Voll schien ihr der Mond ins Gesicht. Wie um sein Licht einzutrinken, bog sie das Haupt zurück und schloß die Augen.

Und wieder sprach der Bettler:

„Und auch du Juliana, bist mir verändert und losgelöst von altem Sein. Ich sehe dich dort stehen, und Unwirklichkeit wird wirklich, und Wirklichkeit zerrinnt. Eine wahrere Welt darf ich ahnen, die hinter Sonnenschein und Mondlicht liegt. Die klugen Augen der schweigsamen Eulen reden davon, wie das helle löschende Licht auf deinem Antlitz. Juliana! Laß mich in deinem Schoße Gewißheit des tieferen Seins finden."

Da flogen die Eulen von den erstorbenen Zweigen und kreischten und schlugen mit den Flügeln. Juliana wandte sich dem Bettler zu und sprach:

„Die Vögel, die du selbst zu Zeugen riefst, verwehren dir meine Nähe. Sprich, armer Bettler: ward auch deine Unwirklichkeit wirklich, und zerrann auch deine Wirklichkeit?"

Da senkte der Bettler sein Haupt und schwieg.

* * *

Durch den gewundenen Höhlengang tasteten sie sich vorwärts. Naß und kalt waren die Wände, und aus den Spalten rieselte Wasser hervor. Feucht war der Boden, Schlangen und Gewürm krochen umher. Zerrissener, schwankender Tagesschimmer fiel durch schmale, zerklüftete Schächte.

Da sprach der Bettler:

„Schauer von kühler Nässe durchzucken meine Haut, und Grauen überfällt mich, wenn mein Fuß in feuchtem Lehm versinkt. Schrecken

läßt mich erstarren, wenn kaum hörbar glatte Tiere im Dunkel entweichen. Und doch mischt sich in heißer Wollust Verlangen Ekel und Grausen. Es ist, als ob die häßliche, triefende Nacht in feuchter Höhle ein Sehnen nach Gleichem im Körper auslöse, nach Dunkel und Schmutz und gierigem Tasten an feuchten Wänden und leisen, entgleitenden, schlüpfrigen Tieren. Und auch du, Juliana, erscheinst mir anders als sonst. In feuchten Strängen hängt dein Haar herab, und bleich sind deine Augen. Mir ist, als ob deine Haut sich schleimig anfühle. Juliana! Laß mein seltsames Verlangen nach Unreinheit Befriedigung finden."

Doch Juliana schritt weiter. Und da bog sich der finstere Höhlengang und strahlender Tag lag vor ihnen.

* * *

Und sie standen am Rande des Kraters und schauten in die verklüftete Tiefe hinab, der dünner Dampf entstieg. Aber in Ritzen sickerte es dunkelrot und wälzte sich schwerfällig dahin; da sprach der Bettler:

„Seltsam ist dies: ungeheure Kraft schlummert dumpf dort unten, und nur in leisem Grollen zeigte sich zuweilen ihre Gewalt. Doch bricht sie einmal allzerschmetternd hervor und zerbricht das so stark scheinende Gefäß in jähem Anprall."

Es zuckte spöttisch um Julianas Mund:

„Oho, du Träumer! Was gilt die Kraft, die sich ewig verspielt? Und wenn dich ihre brausende Lust blendet, so wisse, daß sie sich wieder beschämt und, der eigenen Ohnmacht grollend, zurückzieht."

Der Bettler griff mit beiden Händen an seine Schläfen und starrte in die Tiefe:

„Doch groß ist die Sehnsucht, die sich ewig so vergeuden darf und ewig gleich stark wieder ersteht."

Da lachte Juliana, leise und hell war ihr Lachen:

„So sahst du nie erloschene Krater? Sahst nie den bröckelnden Steinberg, dessen Flamme sich selbst verzehrte?"

Und der Bettler sprang auf und schrie vor Weh:

„Nicht kannst du wollen, Juliana, daß ich mein Bild in diesem Krater sehe. Ewig ist meine Sehnsucht und nie kann sie erkalten."

Juliana wiegte ihr Haupt.

„Mich dünkt, daß du zuerst dein Bild in diesem Krater sahest. Nur lehrte ich dich, weiter zu schauen, als dein Wille es war."

„So höhne mich nicht, Juliana, weil ich von eigner Kraft träumte. Nicht immer war ich ein Bettler, Juliana.“

Ernst war ihr Antlitz, als sie die Worte sprach:

„Wie wirr du bist: dein eignes Sehnen nennst du ewig und siehst in sicherem Erkalten sein hohes Bild. Auf weite Wanderschaft bist du gegangen, fernem Ziele strebst du entgegen und sehnst dich doch zum Ausgangspunkte zurück. So sahst du nie die ruhigen Sterne im großen Raume?“

Da senkte der Bettler den Blick und sprach:

„Ich sah sie über meinen schimmernden Gärten. Und dann kamst du, auf daß sie neues Leuchten gewännen. Doch Schleier legten sich zwischen sie und mich!“

* * *

In fahler Nacht standen sie vor den Mauern der Stadt auf dem Totenfelde.

Grausig war die Stätte, denn weißes Gebein schimmerte aus dem Dämmer hervor.

„Hier werde ich enden,“ sprach Juliana, „und du willst meinen Leib umfangen, der hier sein Grab finden wird?“

„Ewig ist dein Leib, Juliana, ewig wie deine Schönheit,“ rief der Bettler, und fiebrig glühten seine Augen. „Laß mich deinen Leib küssen, Juliana, um Teil an deiner Ewigkeit zu haben.“

Sinnend starrte Juliana auf den Bettler, und ihr ruhiger Blick ließ sein Blut erbrausen. Er öffnete den Mund zum brünstigen Schrei, aber langsam hob sie den Arm, daß der Bettler erstarrend zurücksank.

„Anderes hätte die Stätte dir lehren sollen, als wildes Verlangen. Siehst du denn nicht die schwarzen Vögel dort auf der Mauer hocken? Schrecke sie nicht, denn sonst entfalten sie die Flügel und flattern mit heiserem Geschrei um uns her. Daß die Toten unter der Erde in ihren weißen Tüchern erschauern.“

* * *

Nichts als ein Gewirr von Blöcken und Felsen, und schwerer grau-träger Himmel, die Fernsicht verschließend.

Da sprach der Bettler:

„Herb ist der Grund, auf dem wir stehen, und unbeweglich die Luft. Nur starres Schweigen, das kein Lächeln kennt. Und doch ist

dieser Ernst groß und stolz und schön und läßt vergessen, daß es Sonnenschein und liebliche Täler gibt. Juliana! An den strengen Bau deines Leibes muß ich denken und sehne mich nach felsenharter Umarmung."

„So verstandest du verschlossener Ruhe Größe noch immer nicht? Und Sehnsucht formte sich noch nicht zu begehrlosem, steinigem Felde, das seiner Größe bewußt, nicht nach der Sonne verlangt?"

* * *

Und strahlendweiß wölbte sich die Firnkuppe über dem großen Gletscher, in dessen blaue Eispaläste sie schauen durften. Da sprach der Bettler:

„Allein uns beiden leuchtet der Himmel und schimmert der Schnee. O, welche Klarheit der Farbe! Und diese Reinheit der Luft! Nur uns vernehmbar brausen Wasserfälle tief unten im zerklüfteten Eise. Juliana! Gleicht dein weißer Leib nicht flimmerndem Schnee, deine dunklen Augen nicht den geheimnisvoll-blauen Spalten zu unseren Füßen! Ist dies nicht die alte Sehnsucht, die mich zur Kuppe des Gletschers führte, die mich nach deiner Liebe verlangen läßt: in Reinheit und klaren Farben?"

Juliana sprach:

„Aus Menschengetümmel führte uns der verschlungene Pfad in diese Höhe. Doch immer noch stehen deine Füße auf allzufestem Grunde."

* * *

Und graue Wolken wogten um sie her. In schweren Schwaden zogen die Nebel. Juliana und der königliche Bettler schwebten dahin.

„So hast du mich hierher geführt, wo unsere Füße keinen Grund mehr kennen. Juliana! In tausend Formen suchte ich dich, und immer wußtest du mir zu entweichen. Ich kann nicht weiter, Juliana! Zwar tötet das Ziel die Sehnsucht, doch wisse: es gibt auch eine Sehnsucht, die, stetig unerfüllt, zuletzt sich selbst verzehrt. Sei mein, der feste Grund versank. Mich schwindelt. Ich kann dir nicht weiter folgen!"

Da zerrissen die Wolken, und nächtlicher Himmel strahlte herab. Noch schwebte Juliana, doch auf hohem Felsengrat stand der Bettler mit erhobenen Armen.

„Wie wandelt sich dein Leib, Juliana? Nicht körperhaft ist er mehr. Er leuchtet mild, wie die ewigen Sterne. Durchsichtig wird

dein Leib, Juliana, der mir immer versagte. Er löst sich auf wie fein leuchtender Dunst. Juliana, wo bist du? Gingst zu den Sternen du ein?"

Doch keine Antwort kam mehr vom nächtlich strahlenden Himmel zum Bettler, der, von Wolken umwogt, allein auf hohem Felsengrat stand.

* * *

Und müden Schrittes und gesenkten Hauptes betrat der Bettler sein Gemach. Zerschlissen waren die Seidenteppiche, und Motten hatten die Vorhänge zernagt. Das Plätschern des Brunnens in den schimmernden Gärten war verstummt, und freche Diebe hatten die Edelsteine geraubt. Geborsten waren die hohen Bäume, und durch gesprungene Mauern drang fahl das Licht des einsamen Morgens.

Korfiz Holm

Frau Kappelmeier

„Ach, spielen wir noch einen Rubber!" sagte der kleine Doktor, so genannt, weil er Medizin zu studieren und „heftig" aufs Physikum zu büffeln vorgab. Sehr glaubwürdig war das nicht, denn man fand ihn eigentlich Tag und Nacht am Baltentische im Café Luitpold mit Whistspielen und Vertilgung stark alkoholischer Getränke beschäftigt.

Zwei von seinen Partnern erklärten, auch sie wüßten nicht, was man sonst mit dem angebrochnen Nachmittag machen solle. Aber der vierte Mann, der Fürst, wie sie ihn nach seinem eignen Beispiele nannten, wollte nicht mittun.

„Ich, der Fürst, bedaure," sagte er, „Ich hab' keine Zeit."

Der kleine Doktor brach in ein pruschendes Hohngelächter aus.

„Ja, wer so viel zu tun hat wie du, Fürst . . .!"

„Ihr könnt ja mit dem Blinden weiterspielen. Ich muß mir eine Bude suchen."

„Du? — Ach geh doch! Das sagst du seit vierzehn Tagen."

„Jetzt ist aber allerhöchste Zeit. In diesem fluchwürdigen Hotel muß man alle acht Tage bezahlen. Und das hab' ich gestern gemacht." Er schaute in sein Portemonnaie. „Mein Vermögen beläuft sich noch auf zwölf Mark fünfundsechzig Pfennige. Heute ist der Fünfzehnte. Und vor dem Ersten kann ich mir beim Sohne Abrahams, Isaaks und Jakobs in der Theatinerstraße kein Geld holen. Darin sind die Bankgeschäfte sonderbar. Also brauche ich, der Fürst, eine sorgende

Hausfrau, die mich bis dahin auf Kredit herbergt, atzt und tränkt. Das Unvermeidliche, hier wirds Ereignis. — Fräulein! — Pepi! — Zahlen! — Drei Nikolaschkas!"

„Eins zwanzig, Herr Baron."

Er gab ihr zwei Mark und ließ sich nicht herausgeben. Dann zog er sich an und ging.

Die andern, die schon wieder beim Kartengeben waren, sahen ihm lächelnd nach, und auch sonst folgte ihm mancher Blick: er war eine recht auffallende Erscheinung, der kleine Baron. Er hatte einen zu kurzen Fuß und hinkte stark, sein schlichtes, aschblondes Haar trug er so lang, daß es bis über den Rockkragen herunterhing. Die Kleidung war sehr sonderbar: eine großkarierte Hose, auf der man fast hätte Schach spielen können, eine Weste aus ungebleichtem Leinen mit rotem Muster, die an den Stoff erinnerte, mit dem man Matratzen überzieht, ein zu enges und zu kurzes, geschweiftes Schoßröckchen von schmutzigem Grau, darüber ein offener, ärmelloser, häßlich gelbbrauner Lodenhavelock; auf dem Kopfe saß ein nicht eben frisch wirkender hoher, mattgrauer Filzzylinder. Dazu trug er in der Hand eine große Reitpeitsche, was zu seiner übrigen Erscheinung höchst grotesk wirkte. Die führte er aber nicht etwa mit, um einen sportmäßigen Eindruck zu machen — alles, was Sport hieß, verabscheute er in tiefster Seele — sondern wegen der Hunde. Vor denen hatte er nämlich große Angst. Er hätte freilich nie gewagt, auch nur den kleinsten Kläffer, der ihn anbellte, mit dem bedrohlichen Instrument zu schlagen; die Peitsche war mehr des moralischen Eindruckes wegen da, auf die Hunde und mehr wohl noch auf ihn selber. Kam eins dieser schrecklichen Tiere in bedrohliche Nähe, so suchte er Rückendeckung an einer Hausmauer und hielt dem Angreifer eine trotz aller Angst doch ziemlich humorvolle Ansprache, um ihn zur Vernunft und zum Rückzuge zu bringen; denn an Humor und Selbstironie fehlte es dem kleinen Baron in keiner Lebenslage. Er trug die Degenerationszeichen, die ihm von den Sünden seiner Väter überkommen waren, mit Gelassenheit und sündigte munter weiter. Nur in einem Punkte unterschied er sich von seinen Ahnen: dem weiblichen Geschlechte ging er in vorsichtigem Bogen aus dem Wege, sei es im Bewußtsein seines wenig reizvollen Äußern, sei es aus allgemeiner Abneigung ...

Als er auf die Straße trat, wo es trotz der langsam hereinbrechenden Dämmerung doch noch heller war als im Café, taten ihm

seine immer etwas geröteten Augen weh, namentlich das linke, das viel kleiner war als das andre. Er setzte seinen großen schwarzen Zwicker auf, der an einem breiten Bande befestigt war, und sah jetzt wahrhaft gespenstisch aus, wie er so langsam durch das blaue Nachmittaglicht hinkte.

Lange streifte er ziellos umher und las hie und da die unorthographisch beschriebenen Zettel, die an den Regenrinnen klebten und schön möblierte Zimmer und saubre Schlafstellen für bessere Herren und bessere Arbeiter empfahlen. Aber es traf sich so, daß immer Straßen dastanden, von deren Lage er keine Ahnung hatte. Trotzdem er schon drei Wochen in München wohnte, kannte er eigentlich nur den Weg von seinem Hotel am Bahnhof zum Café Luitpold und ein paar Hauptstraßen. Und einen fremden Menschen um den Weg zu fragen, das erschien ihm als etwas so Entsetzliches, daß er auf den Gedanken überhaupt nicht verfiel.

Endlich — es war schon dunkel geworden, die Laternen brannten, und der kleine Baron war so müde, daß er schon wieder ins Café zurückwollte, — da endlich fand er auf einem Zettel eine möblierte Junggesellenwohnung in der Kaufingerstraße angezeigt. Die kannte er, und der Weg war nicht weit. Also ging er hin.

Es war ein altes, hohes, nur drei Fenster breites Haus, dessen Fassade von oben bis unten bemalt war. Er öffnete die Haustür und sah eine Art Himmelsleiter vor sich, die nur spärlich von drei düster brennenden Petroleumlämpchen beleuchtet war. Die Treppe führte geradeaus, ohne Wendungen, bis in den dritten Stock empor, oder vielleicht noch weiter; denn oben war es dunkel, und es sah aus, als ginge sie in die Unendlichkeit. Dem kleinen Baron, der eine Neigung für alles Absonderliche hatte, gefiel die Treppe ausnehmend, und er war im Grunde schon fest entschlossen, hier zu mieten. Er stieg also bis zum zweiten Treppenabsatz hinauf und zog am porzellanenen Griff der Glocke, die daraufhin drinnen heiser und schwindsüchtig anschlug. Die Tür öffnete sich, und es erschien eine rundliche, gemütlich aussehende Dame in den Fünfzigern. Sie beleuchtete den sonderbaren Gast mit der Küchenlampe, die sie in der Hand trug, und machte ein etwas mißtrauisches Gesicht, zeigte ihm auf sein Verlangen aber doch die Zimmer, die sie zu vermieten hatte.

Man mußte ein paar Stufen vom Vorplatze aus hinaufsteigen, dann kam man in ein großes Gemach, das überreichlich mit schweren,

rotplüschnen Polstermöbeln vollgestellt war. An den Wänden hingen in goldenen Rahmen große, dunkle Ölgemälde, auf denen man bei dem tastenden Schein der Lampe nichts unterscheiden konnte. Auch ein großer Glasschrank war da, gefüllt mit Tassen und allerhand Krimskrams, der bei jedem Schritt, den man machte, leise klirrte. Das Zimmer schien die ganze Breite des Hauses einzunehmen. In derselben Wand mit der Tür, durch die sie gekommen waren, befand sich ein breites Fenster.

„Das ist ja ein Saal!" sagte der kleine Baron befriedigt.

„Und hier is dös Schlafzimmer." Die dicke Dame deutete auf die Rückwand des Wohngemaches, in der sich eine Tür und zu deren Seiten zwei Fenster befanden.

Auch das Schlafzimmer war groß und gemütlich eingerichtet.

„Dös Bett is noch von meim Mann selig. Ein sehr gutes Bett!" beeilte sich die Wirtin zu versichern, und hob eine Ecke des Überpfühls auf und klopfte mit der flachen Hand auf die Matratze. „Und überhaupts is dös Schlafzimmer schön ruhig. Und daß es sein Licht bloß vom Wohnzimmer kriegt," sie deutete auf die Fensterwand, „dös macht bei eim Schlafzimmer net gar so vüll ... Und überhaupts, an eim schön hellen Tag is es gar net so dunkel da herin. — Und da schaun S' her," sie erfaßte eine Art Glockengriff, der über dem Bette hing, „das is sehr kommod. Wann S' draußen die Tür vom Wohnzimmer zug'riegelt ham, und Sie liegen in der Früh im Bett und mögen Eahnern Kaffee, dann brauchen S' da bloß ziagn, nacher geht der Riegel auf. Und ich hör's drüben gleich, bal der Riegel schnalzt. Dös hat an früherer Zimmerherr von mir so richten lassen. Von Holland war der."

Diese praktische Einrichtung war für den kleinen Baron ausschlaggebend. Er beschloß, hier bestimmt zu mieten, und fragte ein wenig ängstlich nach dem Preise.

„Ja, ich moan halt ... Dreißig Mark ham die Herrn halt immer zahlt."

„Das ist ja aber furchbar billig, gute Frau," erwiderte er lebhaft und sah sich noch einmal um. „Das sind ja zwei Säle, und höchst fürstlich eingerichtet."

„Ja mei ..." sagte die Frau achselzuckend und verschluckte das, was sie hatte hinzufügen wollen. Der kleine Baron siedelte noch an demselben Abend in seine neue Wohnung über, höchst vergnügt über den glücklichen Instinkt, der ihn hierher geführt hatte.

* * *

Am nächsten Morgen erwachte er sehr zeitig, wie er meinte, und lag im Bett und rauchte eine Zigarette nach der andern, in der Hoffnung, daß es doch endlich Tag werden würde. Aber das dauerte merkwürdig lange. Endlich kam er auf den Gedanken, nach der Uhr zu sehen. Was? Zehn Uhr? Er traute den Schein der Zigarette nicht und zündete ein Zündholz an . . . Er hielt die Uhr ans Ohr. Sie war richtig aufgezogen und ging und zeigte auf zehn. Warum war es dann aber immer noch so dunkel? Hier im Schlafzimmer verstand er es ja, aber auch im Wohnzimmer lag fast dieselbe blasse Dämmerung. Er stieg aus dem Bette und ging im Hemde hinaus. Nun wußte er es: Das Fenster des Wohnzimmers ging auf einen schmalen Lichtschacht; seine Aussicht war ein Küchenfenster, vor dem ein magres, gerupftes Huhn seinen Kopf traurig auf einen halbrasierten Schnittlauchtopf hinunterbaumeln ließ.

Jetzt erschien drüben in der Küche seine Wirtin. Er duckte sich schamhaft. Sie nickte ihm freundlich zu und hielt eine Kaffeekanne empor, um ihm die baldige Ankunft des Frühstücks zu signalisieren. Als sie wegschaute, eilte er in hastigen Sprüngen in sein Bett zurück. Er entzündete die Kerze auf dem Nachttisch und tröstete sich mit dem Gedanken: Es sind Säle. Und der Preis ist ja lächerlich! — Dann zog er an dem Griff über seinem Bette und hatte sein inniges Vergnügen daran, wie prompt der Riegel an der Tür drüben in die Höhe flog . . .

* * *

Frau Kappelmeier, die Wirtin, stand ihrem neuen Zimmerherrn anfangs mit lebhaftem Mißtrauen gegenüber. Daß er Baron und aus Rußland war, wie sie dem polizeilichen Meldeschein entnahm, hatte sie zwar einigermaßen beruhigt und getröstet. Denn von Russen im allgemeinen hatte sie nur den einen Begriff, daß sie schwer reich wären. Außerdem hatte er sich aber als Musikstudierender bezeichnet, und diese Behauptung mußte ihr schwindelhaft erscheinen, da sie es bei eifrigster Überlegung nicht herausbekommen konnte, wann und wo er seine Musik wohl studieren mochte. Auch daß sie dem neuen Mieter das Mittags- und Abendessen aus dem Bürgerbräu holen und das Geld dafür auslegen mußte, war ihr ein wenig unheimlich. Und ihre Auslagen wuchsen von Tag zu Tage. Der kleine Baron bekam öfters Besuch von Landsleuten. Die spielten dann bis tief in die Nacht hinein Karten

und vertilgten dazu Mengen von einem Getränke, das sie sich selbst mischten, und dem sie den Namen „Prince of Wales" beilegten. Die kostspieligen Zutaten dazu: Sekt, Siphon, Kognak und Curaçao mußte Frau Kappelmeier gleichfalls besorgen. Sie ging seufzend auf die Sparkasse und holte sich Geld. Drohend stand ihr schon ein Alter in Armut und Not vor Augen.

Am Monatsersten aber bereinigte der kleine Baron ihre Rechnung prompt, ohne sie auch nur flüchtig zu kontrollieren. Am zweiten wurde dann ein Klavier ins Haus gebracht, das er gemietet hatte, und auf dem er fortan zu allen Tages- und Nachtzeiten, wenn es ihm gerade einfiel, heftig donnerte und lieblich säuselte. Das Donnern kam aber häufiger vor. Die ersten acht Tage des Monats war er übrigens selten zu Hause, er aß auswärts, kam tief in der Nacht heim und schlief bis Mittag, um gleich wieder fortzugehen.

Frau Kappelmeier aber wußte jetzt, daß sie es mit einem feinen Manne zu tun hatte, und begann große Stücke auf ihren Zimmerherrn zu halten ...

* * *

Der Monat näherte sich seinem Ende, und der kleine Baron führte seit Wochen wieder das alte, eingezogne Leben mit Mahlzeiten aus dem Bürgerbräu. Da saß er eines Abends nach dem Essen am Pianino und spielte mit Ernst und Begeisterung ein Stück von seinem geliebten Johann Sebastian Bach. Dann ließ er seine Finger eine Weile auf den Tasten ruhen; auf einmal flog ein ironisches Lächeln über sein Gesicht, er lehnte sich zurück und begann im banalsten Walzertempo pathetische Motive von Richard Wagner zu travestieren. Den Meister von Bayreuth hatte der kleine Baron, der ein großer Nietzscheverehrer war, stark auf dem Strich und tat seiner Muse privatim gern einen kleinen Tort an.

Wie er nun mit so diabolischem Grinsen mitten in diesem Werke war, tat sich auf einmal fast lautlos die Tür auf. Er sah sich um und erblickte Frau Kappelmeier, die, einen flachen, schwarzen Kasten von verschobner Rechteckform unter dem Arm, mit blödsinnig ergriffnem Gesichte dastand und im Takte seines Walzers mit dem Kopfe wackelte. Ihre Miene machte dem Baron ein diebisches Vergnügen, er suchte noch mehr Schmalz in sein Spiel hineinzulegen, brach dann aber plötzlich mit einem kurzen Donnergetöse ab.

„Sie können scheen spüln, Herr Baron!“ sagte die dicke Dame mit einem tiefen Seufzer aus dem Magen herauf und kam ein paar Schritte ins Zimmer herein. „Mit Erlaubnis!“ Sie setzte sich auf einen Stuhl an dem Sofatisch und stellte den schwarzen Kasten vor sich hin. Aus seinem Innern kam dabei ein Klirren und Klingen wie von metallnen Saiten.

Eine Zither! dachte der kleine Baron mit einem unterdrückten Seufzer. — Was wird nun passieren?

„Ein scheener Walzer war das, Herr Baron!“ fuhr die Wirtin fort. „Ich interessier' mich auch so vüll für die Muhsik. Spüln S' doch noch was, Herr Baron! So was Rechts fürs Gemüt.“

Er weigerte sich halb ironisch, halb verlegen und musterte dabei immer mit bangen Augen den Zitherkasten. Seine schlimmen Ahnungen hatten ihn nicht getäuscht. Nach einigem Hin- und Herreden hatte Frau Kappelmeier auf einmal die Decke vom Tische genommen, die Zither wurde hervorgeholt, schon erklangen die näselnden Töne eines kurzen Präludiums, und — Teufel auch! dachte der kleine Baron — die alte Dame begann wahrhaftig mit einer außerordentlich unwahrscheinlichen Stimme zu singen: das vielstrophige bayrische Nationallied vom Edelweiß. Dem Baron machte das im ersten Augenblick Spaß, bald aber verursachten ihm seine musikalischen Nerven eine Art Bauchgrimmen dabei. Er atmete befreit auf, als es zu Ende war; sie aber fing sofort ein neues Lied an:

„Stell auf den Tisch die duftenden Reseden ...“

Das war zu viel für den kleinen Baron. Er stemmte sich in die Pedale und begann aus Leibeskräften die Begleitung zu donnern, was Frau Kappelmeier sehr schmeichelte und sie veranlaßte, geradezu zu brüllen, um mit ihrer Stimme durchzudringen. Die Tassen in dem Glasschranke klirrten entsetzt.

Als der Spektakel verstummt war, lag eine schreckhafte Stille im Zimmer, die Luft schien noch nachzuzittern.

„Dös war dös Lieblingslied von meim Mann selig,“ sagte Frau Kappelmeier nach einer Pause. „Der hat Eahna Gitarrn spüln können! Scheen war's! Überhaupts, er war scho recht. Gott hab ihn selig! Obzwar ...“ Sie schneuzte sich gerührt und tupfte dann mit dem Taschentuch ihre Augen.

Um Gottes willen, sie wird doch nicht zu weinen anfangen! dachte der kleine Baron entsetzt und machte einen mächtigen Qualm mit seiner

Zigarette. Die dicke Dame aber steckte das Taschentuch wieder ein und fuhr fort:

„Schaun S', so a richtiges Famüllienleben wars's ja net..."

„So?" fragte er amüsiert.

„Ja, wie ich ihn g'heirat hab', dazumal war ich ja noch ein so junges Ding. Und meine Frau Mutter hat mir so vüll zug'redt. Wissen S', weil er doch den Unfall g'habt hat, wie er damals vom G'rüst g'stürzt is, wie er noch Palier war."

„Ein Unfall?" fragte er aus Höflichkeit und begriff durchaus nicht, warum sie ihn beim Sprechen so merkwürdig schamhaft ansah.

„Ja, bei dem G'schäft kann einem vüll passier'n. Wie mir g'heirat ham, da war er schon Baumeister. Das Café Karlsplatz hat er baut, wissen S'. No ja, meine Frau Mutter hat mir das zuvor g'sagt mit seim Unfall. No ja, und dann hat s' mir recht zug'redt. Und sonst wär' er ja recht, hat s' g'sagt. Und dös mit der Lieb wär' aa net die Hauptsach'. Da stecket net gar so vüll dahinter, wie die jungen Mädel alleweil glauben täten, hat s' g'sagt."

Dem kleinen Baron ging plötzlich ein Licht auf. Er lächelte heimlich und begann neugierig und amüsiert aufzuhorchen.

„Ja, und in guten Verhältnissen war er ja. Und ich hab' mir weiter nix dabei denkt. Und mein Vater selig war ja ein feiner Mann, aber vüll Geld war halt net da, wie er g'storben is. Er war königlicher Funktionär, und das bringt mehr Ehr wie Göld ein. — Und da hab' ich denn Ja g'sagt, und mir ham g'heirat. Und ich hab's net zum bereun g'habt. Sonst war er scho recht. — Aber jetzt, wenn ich so nachdenk': es is doch eine eigne Sach'. Wenn man doch verheirat war... Und jetzt im Frühjahr... Wenn man abends auf die Gass' geht und in an jeden Hausgang steht ein Mädel mit seim Schatz... Da wird eim manchmal ganz anderscht..." Sie machte eine Pause und sah ihren Zimmerherrn schmelzend an. Diesem wurde dabei äußerst unheimlich zumute. Als sie nun aber fortfuhr: „Sie san auch so vüll allein, Herr Baron...", da packte ihn ein Schrecken. Er zog schnell seine Uhr, stotterte etwas von einer Einladung, die er für heute abend hätte, und verließ in fluchtartiger Eile das Haus.

* * *

Wie auf stillschweigende Verabredung gingen die beiden nun aneinander vorbei; sie wechselten nur die notwendigsten Worte und taten,

als wäre nicht das geringste vorgefallen. Die ernstlichen Besorgnisse des kleinen Baron entschlummerten wieder, und er war ganz vergnügt.

Da, eines Nachts, zu Anfang des nächsten Monats, als er Geld hatte und ein Bummelleben führte, schlug ihm beim Betreten seines dunkeln Wohnzimmers ein schwerer süßer Duft entgegen. Er machte erschrocken Licht: auf dem Sofatisch stand ein riesiger Strauß großer, dunkelroter Rosen, in dem ein Brief stak. Der Baron riß mit schlimmen Vorahnungen das Kuvert auf. Richtig: ein Liebesbrief von Frau Kappelmeier. Sie erging sich darin unorthographisch in einem blödsinnigen, geschwollnen Stil, deutete ihm an, daß er an ihre Kammertür kommen dürfe, und verstieg sich zum Schluß gar zu Versen.

Er konnte sich nicht enthalten, mit einem ironischen Lächeln vor sich hinzusagen: „Das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach.“ Aber im Grunde war ihm gar nicht spaßhaft zumute. Er hatte eine große Angst vor der Liebesraserei dieser Frau und verriegelte seine Tür hastig.

Übrigens kam er nicht zu längerem Nachdenken über diese Geschichte. Er hatte ziemlich viel getrunken und war sofort, nachdem er sich ins Bett gelegt hatte, eingeschlafen.

Am nächsten Morgen erwachte er spät und mit einem wüsten Kopfe. Gewohnheitsmäßig zog er an dem Griff über seinem Bette und öffnete damit den Riegel der Wohnzimmertür. Während er dann seine erste Zigarette anzündete, fiel ihm alles wieder ein ... Hätte er vom Bette aus den Riegel wieder vorschieben können, er hätte es sicher getan. So aber blieb er liegen und sah zitternd auf die Tür und erwartete in tödlicher Verlegenheit und großer Angst, was die schreckliche Frau nun wohl mit ihm anfangen würde.

Endlich kam sie zaudernden Schrittes herein und setzte das Tablett mit dem Kaffee auf den Nachttisch. Beide sahen sie krampfhaft aneinander vorbei. Sie schien etwas sagen zu wollen, brachte aber nur ein dumpfes Knurren heraus. Er war auf das Entsetzlichste gefaßt. Aber da bückte sie sich wie jeden Morgen, las seine karierte Hose vom Boden auf, knöpfte die Hosenträger herunter, ergriff dann Rock und Weste, legte sie sorglich über ihren Arm, nahm dann auch die Stiefel und wendete sich zum Gehen.

In der Tür zum Wohnzimmer drehte sie sich noch einmal um und fragte mit gedrückter Stimme:

„Gelns, aber kündigen tun mir der Herr Baron net?“

Der kleine Baron hat noch ein volles Jahr in den dunkeln Zimmern der Frau Kappelmeier gewohnt.

Gustav Specht

Tonsura Diaboli

Eine Klosternovelle

Pater Hegesippus lag bequem in seinem Lehnstuhl und schlummerte. Hinter ihm stand Pater Liborius und schor ihm schmunzelnd die Tonsur — so groß wie eine Hostie und rosig angehaucht wie eine reife Wassermelone. Doch siehe da, der Knecht Gottes sündigte im Schlafe, gewiegt von profanen Träumen; er machte ein Mäulchen, wie eine verliebte Ziefelmaus, als ihm Pater Liborius den Rest des warmen Seifenschaums mit dem Rücken des Rasiermessers über den Wirbel strich. Da fuhr Beelzebub in Pater Liborius' Rasiermesser, er mußte drauf los barbieren, daß es ihm nur so in den Fingern brannte und zwackte: die Tonsur wurde immer größer — so groß wie die eines Bischofs, so groß wie die des Hlg. Vaters, und siehe da, schließlich ward auch der letzte dürftige Haarkranz über der Stirn hinweggemäht, — und Pater Hegesippus saß da ratzekahl wie ein Wochenkind.

„O heiliger Barbarus!" rief Pater Liborius und starrte den ahnungslos Schlummernden mit Entsetzen an. „O heiliger Barbarus! Was ist hier eben vor sich gegangen?" Die kalten Schweißtropfen rannen dem Pater Barbier von Stirn und Händen. „Bruder, Bruder! wach auf!" Da erwachte Pater Hegesippus. „Nun, bist du fertig?" sagte der arme Hegesippus, „ich fühle mich so merkwürdig ermattet, ich glaube, ich kann mich nicht vom Stuhl erheben." Und in der Tat, er fand die Kraft nicht, sich auch nur ein wenig im Stuhl auf-

zurichten. „Ja, was ist denn mit mir los, ich fürchte, ich habe den Hexenschuß.“ — „Aber, Bruder, wie kannst du nur so ein Wort in deinen Christenmund nehmen.“ Pater Liborius schlug ein Kreuz, blickte tiefbeschämt und schuldbewußt zu Boden und getraute sich nicht auf Hegesippus' kahlen Kopf zu schauen. „Willst du mich nicht ein wenig stützen und mich ins Bett legen?“ — „Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig,“ meinte Pater Liborius und reichte dem Bruder den Arm: „Da hier.“ — „Au weh! ich kann mich nicht rühren.“ — „Ich bringe dir Kissen und Decken, so viel du willst. Schlaf hier im Stuhl und melde dich krank zum Ave.“ — Plötzlich fiel ein bleierner Schlaf auf Pater Hegesippus und er schlief auf der Stelle ein ohne Decken und Kissen. „Dank dir, Maria,“ lispelte Pater Liborius und schlich sich aus der Zelle, am ganzen Leibe zitternd. —

Da fuhr der Teufel in Hegesippus' Zelle. Er betrachtete mit Wohlgefallen den glatzigen Schädel, schlich sich heran und drückte zwei lange feste Küsse auf Hegesippus' Kahlkopf. Er küßte gierig mit Lippen und Zunge. Wer sich vom Teufel hat küssen lassen, weiß, daß seine Zunge so rauh ist wie ein Reibeisen, so rauh, wie die eines Ziegenbocks, und rot und heiß wie eine Höllenflamme.

Und alsobald knisterte und funkelte es um Hegesippius' Haupt wie wilde Lohe — wo der Teufel geküßt hatte, rechts und links über beiden Schläfen, öffneten sich kleine Krater, daraus loderten leuchtende Gebilde und verbreiteten einen Lichstrom um des Paters Haupt. Die Flammenzeichen hatten die Form von gar lustigen Hörnlein.

Der Teufel verschwand.

Der flammengehörnte Pater erwachte. —

„Ei sieh da, wieder wohlauf und munter,“ sagte der Abt und trat über die Schwelle, doch wie erschrak er, als er die häßlichen Feuerzeichen auf des Bruders Haupt gewahrte. „Jessas und Maria! alle Heiligen! steht mir bei!“ rief er angstgeschüttelt und fiel rücklings zur Tür hinaus.

Pater Hegesippus war mit Feuer gesalbt.

Er erblickte sein entstelltes Bild im Rasierspiegel und fuhr zusammen. „Teufel noch mal, was hab ich denn da für pfiffige Zünglein auf meinem Kopf!“ sagte er, fuhr danach und verbrannte sich die Fingerspitzen. „Au!“ rief der Pater, „das ist die Flamme des Hlg. Geistes, und daß es eigentlich zwei Flammen sind, ist zwar eine Abweichung von der Überlieferung, aber wer weiß, wer weiß, welch

eine Doppelzungenkraft sie mir verleihen, ich werde reden, reden wie Sankt Peter und Sankt Paul mit meiner Tonsura Petri et Pauli und den zwei Zungen auf meiner Stirn."

Begeistert sprang Hegesippus von seinem Stuhl auf und lief in das Coenaculum, wo die Mönche mit dem Prior an der Spitze gerade alle versammelt waren und eifrig berieten, wie sie den gezeichneten Bruder Hegesippus aus dem Kloster schaffen könnten — wie erschraken sie aber, als der Frater jäh mitten unter sie trat, sie rückten nicht vom Fleck und saßen steif da, als wären sie angefroren.

Pater Hegesippus öffnete den Mund und streckte eine gar seltsame Zunge heraus, gegabelt wie die Zunge einer Natter.

„Ihr Männer, lieben Brüder," begann er, „meint ihr, ich sähe nicht, wie stolz ihr auf eure heilen untadeligen Tonsuren seid? Darum sitzt ihr da wie die Ölgötzen und wollt mir so euere Verachtnng dartun. Aber — irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Wie ihr so dahockt in der Runde wohlbeleibt und unbeweglich, gleicht ihr einer Versammlung von Tonnen, und was sind euere Tonsuren anderes als Spundlöcher, durch die euch die Lust des Bauches abgezapft werden soll! Was aber sollten sie sein? Anmutige Dachfensterlein, durch die Gott in euer Hirngeschoß bis tief ins Herz und noch tiefer hinab euere frommen Gedanken und Regungen ruhig erschauen mag. Sehet, bei mir ist alles licht und klar: ich bin für Gott rundherum durchsichtig, bin von seinem Geiste verklärt, durchleuchtet von seiner Flamme. — Kommet zu euch! Tut Buße alle miteinander! Über kurz oder lang werdet ihr ja doch alle meine Jünger. Auf die Kniee vor mir und betet mich an und bittet mich um das, was nur ich euch gewähren kann: ich leite euch durch die Reiche der Welt und schenke euch die Flamme und den Stachel der Beredsamkeit."

Während Hegesippus also redete, saßen die Brüder mäuschenstill und vergingen schier vor Angst, denn sie merkten wohl, daß das alles Teufelsblendwerk war, sahen sie doch die zwei züngelnden, flimmernden Hörnlein auf Hegesippus' Kahlkopf und die gespaltene Geiferzunge Beelzebubs, mit der er redete.

Hegesippus aber trat auf den Abt zu, nahm ihm den Stab aus der Hand, schwang sich darauf und sprengte zum Fenster hinaus.

Draußen vor der Mauer des Klostergartens wartete der Junker Valand auf seinen langersehnten Teufelsbraten, den frommen Frater Hegesippus. — — —

Der Abt kam zuerst wieder zur Besinnung. „Wer hätte das geahnet, liebe Brüder," wandte er sich an die Möncheschar, „hätte das geahnet, daß all die lange Zeit hindurch Lucifer selbst in Brudergestalt unter uns gewandelt ist. Kann es uns da noch Wunder nehmen, daß gerade unser armes Kloster unter immerwährenden Anfechtungen und Prüfungen zu leiden hatte? Nun aber lasset uns auf die Knie sinken und Gott dem Herrn dienen."

Die Brüderschaft kniete zum Gebete nieder. Sie beteten eine ganze Stunde, jeder still für sich und doch wunderbar einträchtiglich.

„Wie sollten wir nicht frohlocken," begann der Abt aufs neue, „daß der Allgütige uns unser Bußwerk so himmlisch leicht gemacht und vor unser aller Augen den Versucher aus unserer Mitte genommen. Nun sind wir auf immerdar des Teufels los und ledig und werden sein wie die Engelein."

Und die Brüder wiederholten es allesamt im Chorus: „Werden sein wie die Engelein." —

Noch heutigen Tags erzählen sich die Mönche des Klosters M. die dunkle Geschichte vom Teufelsmönch. „Er war ein Heiliger des Teufels," sagen sie, „drum trug er des Teufels Heiligenschein."

Herbert von Hörner

Mein Frosch

Ich hatte einen Frosch. Er war mein liebes Haustier. Aber er war mir mehr als ein Pferd, das man reitet, eine Kuh, die man melkt, ein Hund, den man erzieht.

O, daß wir doch nichts ganz unser eigen nennen können! Was sich uns zu eigen gibt, wir können es nicht erfassen, solange es unser ist, und erst, wenn es verloren ging, sind wir fähig zu ermessen, was wir besaßen.

Ich glaube, er war mein besseres Ich.

Also, ich hatte beschlossen, mir ein Haustier anzuschaffen, und zwar einen Laubfrosch. Die Wahl beim Einkauf wurde mir schwer. An hundert Frösche saßen in dem Glaßgefäß, in dem sie überwinterten, und ich sah unschlüssig und entzückt von einem zum andern. Aber der Verkäufer wies auf einen in der Ecke hin und sagte, den müsse ich kaufen, dies sei ein sehr netter Frosch. In meiner Verwirrung, denn alle gefielen mir, verließ ich mich auf sein empfehlendes Wort. Ich erwarb ein Haus mit Wänden aus Glas, seine Einrichtung bestand aus einer Leiter. Der Frosch wurde gebeten, dieses Haus als seines anzusehen und somit war er mein.

Die Beköstigungsfrage brauchte mich einstweilen nicht zu beunruhigen, denn er würde erst im Mai anfangen, Nahrung zu sich zu nehmen, sagte der kluge Verkäufer, und wir hatten erst März.

In dieser ersten sorglosen Zeit seiner Fasten gewann ich ihn schon recht lieb. Obwohl er nur mit seiner wohlgebauten grünen Leiblichkeit zugegen schien. Geistesabwesend saß er auf dem Stein, den ich

ihm aus dem Gebirge mitgebracht hatte, oder er verbrachte ganze Tage im Wasser, in die Ecke zwischen Stein und Wand gedrückt, als wollte er sich verbergen. Selten entschloß er sich, mit langsamen, verträumten Bewegungen eine Sprosse der Leiter zu ersteigen. Er stand noch in keiner Beziehung zu seiner Umgebung. Vielleicht war eine ferne Insel das Land seiner Träume. Seine Heimat war Griechenland.

Sein erstes Erwachen war Musik.

Ich bemühte mich damals auf meiner Geige, in die Mysterien der großen Ciacconna von Bach einzudringen. D-moll ist ihre Tonart. Ich weiß genau, an welcher Stelle er mir sein Erwachen kundtat. Er fiel auch später, so oft ich an diese Stelle kam, so pünktlich ein, wie ein guter Orchestermusiker, der seinen Einsatz kennt, und hat selbst dann nicht versagt, wenn ich fremde Leute zu Zeugen seines Talents, auf das ich stolz war, berief.

Das große Thema ist ergangen, hat sich in erwartungsvolle Bewegung aufgelöst, Schreiten und Schweben sind zum Tanz geworden. Da zündet die Leidenschaft und mit ihr sind neue Wünsche erwacht, Wallung und Verlangen. Leise und schnell sprühen Funken aus siedendem Schacht. Glühend hebt sich der Strahl geschmolzener Erze, schäumt über und wallt, ein befreiter Feuerstrom, zum Herzen Erde zurück. Nachtwandlerisch über schwanke Arabesken tastet der Tänzer, Halt suchend in leerer Luft, und taumelnd, trunken wiederholt er die Schritte, mit denen er begann. Sein Erwachen ist ein inbrünstiger Dank. Heiliges D-dur! Wie tu ich meinem Entzücken Genüge? Schon hüpfte ich in verwandelter Lust, schon pries ich dich mit den Stimmen aus höherer Sphäre. Nun blieb zu deinem Preise nur noch mein Untergang. Du zeigtest dich dem Opfer geneigt. Da weht ein Hauch, so weh, wie nur des Todes Hauch ihn atmen kann. Vor seinem Nahen fliehen alle Stimmen und nur die ungestüme Klage erhebt sich wild. Aber der letzte Mut schreitet über sie hinweg, er kennt nicht Furcht noch Feind. Kein Ende schreckt ihn. Denn Anfang und Ende sind in ihm eins.

An jener Stelle, wo der neue Tanz, wo das Preislied des verwandelten Lebens anhebt, da war es, daß eine erschreckend laute Stimme mich schmetternd übertönte. Mein Frosch sang mit.

Ich eilte ihn zu begrüßen, doch erschreckte mich sein Anblick nicht weniger, als seine Stimme. Denn zwischen seinem flachen Kinn und dem ebenmäßigen weißen Bauche saß ihm eine große runde Blase, durchsichtig und beängstigend straff gespannt. — Wie ich später erkannte,

war dies sein ihm angeborenes Musikinstrument, auf welchem er Autodidakt und Meister war. — Zugleich hatte er sich auch sonst verändert. Seine Haut war von einem frischeren Grün, und die Augen, seine größte Schönheit, schauten erwacht und ganz golden in die Welt.

Als ich ihn in der Nähe betrachten wollte, hörte der Gesang auf und das Musikinstrument verschwand. Er hat niemals gesungen, wenn man ihn in der Nähe betrachtete. Offenbar liebte er es nicht, daß seine Anstrengungen beobachtet wurden, während er sich ganz den Tönen hingab.

Kunst und Hunger werden oft zusammen erwähnt. Als er sang, glaubte ich, er müsse Hunger haben. Eine Fliege wurde am Fenster entdeckt und zu ihm ins Haus gesperrt. Er wurde aufmerksam, wandte den Kopf — das konnte er — schlich sich behutsam an die Fliege heran und schoß aus sicherer Nähe seine Zunge auf sie ab. Im nächsten Augenblicke war das Opfer, am Geschoß klebend, hinter dem schmalen Lippenrande verschwunden. Er schluckte, indem er mit den Augen nachhalf, die er dabei ganz in den Kopf einzog.

Nun galt es täglich für Nahrung zu sorgen. Einen windgeschützten sonnigen Torweg entdeckte ich als den Tummelplatz der ersten Fliegen. Ich mag für einen Irrsinnigen gegolten haben. Mancher erstaunte Blick hat mich belächelt. Aber es gibt vieles, meine Herrschaften, was Sie nicht verstehn! Sie können es sich nicht erklären, was ich mit den Fliegen mache. Aber ich errate Ihre Gedanken. Vermutlich bereite ich mir daraus einen Leckerbissen, oder ich schmücke mein Heim damit, oder ich verfolge wissenschaftliche Absichten. O nein, meine Herrschaften, ich verrate Ihnen nicht, wem ich diese Fliegen lebendig bringen muß, weil er auf tote garnicht erst hinschaut.

Einmal betrog ich ihn mit einer im Ungeschick zerdrückten. Ich band sie an ein feines Fädchen und ließ sie vor seiner Nase tanzen. Aber den Faden verschluckte er nicht, er schob ihn mit der Hand beiseite und verlor von der Fliege nur das angebundene Bein.

Einmal hatte er vierzehn Fliegen hintereinander verschlungen. Er sah danach etwas unförmig aus. Ein anderes Mal war die Fliege so groß, daß er den Mund nicht gleich zu schließen vermochte. Noch lange summte sie in seinem Innern, bis sie durch seinen Schlund in den dunkleren des Todes hinüberging.

Zuweilen erschreckte er mich, indem er eines Tages dunkelbraun war und so welk, als wollte er sterben. Aber wer kennt die Tage nicht, an denen unsere sonst so grüne Seele dunkel ist und welk zum Sterben?

Ich glaube gewiß, daß er mich kannte. Wenn ich das Dach seines Hauses abhob, spazierte er heraus und suchte Abenteuer. Zuweilen saßen wir uns gegenüber und sahen uns an. Einmal sprang er mir ins Gesicht und blieb auf meiner Nase sitzen. Er schien sich dort so wohl zu fühlen, als säße er auf einem jungen Blatt oder einem uralten Stein. Ich wäre eifersüchtig gewesen, wenn er zu einer fremden Nase dasselbe Vertrauen gezeigt hätte. — Abends, wenn ich spät heimkehrte, fand ich ihn munter und unternehmungslustig. Oft hat seine Stimme sich denen der Vögel gemischt, wenn der blauerschimmernde Tag den Schein meiner Lampe löschte.

Ganz erschreckt war ich, als ich ihn eines Tages in einem Zustande sah, daß ich glaubte, er habe sich schwer verletzt. Er riß sich unter unsäglichen Anstrengungen und Verrenkungen die Haut vom Leibe. Aber ich sah, daß er ihre Fetzen in weiser Ökonomie sorgfältig auffraß. Es war nur, daß er sich häutete, und zu solchen Zeiten erscheinen wir ja wohl alle ein wenig zerfetzt und beschädigt.

Einmal hatte er sich ein Füßchen verletzt. Es war eine kleine Wunde. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als indem sich sein Wasser öfter als sonst erneuerte und sein Häuschen reine machte. Und die gütige Natur machte ihn mir wieder gesund.

Das Wetter zu prophezeien, verfügte er über ungezählte Ausdrucksmittel. Doch habe ich sein System nur mit dem Gefühl erfaßt und wußte nicht, wie lange voraus es galt. Aber ich brauchte ihn nur anzusehen, um auf das Kommende gespannt zu sein und zugleich auch wieder beruhigt. Er wußte, was kommt. Was also konnte mir geschehn?

Ich glaube, wir lebten beide mit unsern Gedanken in der Ferne. Als wir uns trennen mußten, vertraute ich ihn jenen Händen an, unter deren Obhut ich mich selber gern gestellt hätte. Ich hörte später, daß er es gut, sehr gut hätte. Jene liebevollen Hände bauten ihm ein Haus, ein schönes Haus mit einem Bassin und mit einem Garten davor, der schön war, wie die Natur.

Als der Herbst kam, und die ersten Flocken den Winter ankündigten, ist er eingeschlummert. O Hände, wie gern wäre ich in eurer Obhut eingeschlummert!

Er ist nicht wieder aufgewacht. — — —

Mein Frosch ist tot. O du mein seliger Frosch, dem keine Stunde verraten hat, daß dein Leben schon beschlossen war, wird mein Leben je so vollendet sein, wie deines war? Du hast kein Werk

hinterlassen, das von dir Zeugnis ablegen könnte. Aber was sind all unsere armseligen Werke gegen die Fülle unseres Daseins, gegen den Reichtum unserer Seele? Können die Brocken, die unsere Hand beim Male knetete, Zeugnis ablegen von unserem Hunger? Sind die großen Sprünge, die wir tun, solange wir atmen, ersetzt durch eine Spur im Sand, die der Wind verweht?

Eine ferne Insel ist das Land unserer Träume und unsere Heimat ist die Grabstätte der Götter.

Und nichts gilt uns sehnlicher zu erwünschen als jene Hände, unter deren Obhut wir einschlummern dürften, um nicht wieder zu erwachen.

Karl von Freymann

Nach dem Neunten Thermidor

Personen:

Gräfin Germaine Malvoisin, 20 Jahre.
Marquis de Saint-Marsan, Jugendfreund des Grafen Malvoisin, 60 Jahre.
Chevalier de Vergennes, 20 Jahre.
Ein Schließer, klein, alt, dürr, trägt eine Brille.
Ein Diener des Revolutionstribunals.

Das Stück spielt 1795 in einem Pariser Interims-Gefängnis, unmittelbar nach dem Neunten Thermidor.

I. Szene.

(Zimmer im Gefängnis, ein Spinett, Schemel und Bänke, sonst kahl. Tür rechts. Gräfin Malvoisin am Spinett, hinter ihr Marquis de Saint-Marsan mit der Geige, neben ihr Chevalier de Vergennes, während der Vorhang aufgeht Spiel und Gesang.)

Unsres Herzens Geigenspiel
Streicht der Gott der Liebe — (abgebrochen)

Gräfin Malvoisin (zu Marquis de Saint-Marsan). Sie spielen zu schnell, Marquis.

Marquis de Saint-Marsan. Ich spiele nach dem Takt meines Herzens, die Beugung ihres Nackens, Gräfin, läßt mein Herz schneller schlagen.

Aus: Karl von Freymann, Masken, drei Einakter: Francesca. Nach dem Neunten Thermidor. Masken. Mit einem Bildnis und biographischem Vorwort. München. R. Piper & Co. Verlag.

Gräfin Malvoisin. So befehlen Sie Ihrem Herzen Mäßigung.

Marquis de Saint-Marsan. Mein Herz, meine Gnädigste, hat mir den Gehorsam aufgesagt und ist mit klingendem Spiele zum Feinde übergelaufen.

Gräfin Malvoisin. Wohl, Marquis — so befehle ich es! Wenn ich bitten darf. (Spiel und Gesang.)

(Nach der Gavotte aus den französischen Suiten [Nr. V] von Seb. Bach.)

Unsres Herzens Geigenspiel
Streicht der Gott der Liebe,
Und mit äußerst viel Gefühl
Spielt der Gott der Liebe.

(Zwischenspiel.)

Unsrer Sehnsucht Saite klingt
Heller als die Geigen,
In den schwierigsten Etüden
Sehn wir auf und schweigen.

Wenn sich unsre Blicke treffen,
Sinken sie zur Erde,
Daß der angefachte Funke
Nicht zur Flamme werde . . .

Gräfin Malvoisin. Aber das ist reizend!

Chevalier de Vergennes. Ach nein — das ist nicht reizend! Welch ein Grund sollte uns bewegen, die schöne Flamme zu dämpfen?

Gräfin Malvoisin (lacht). Die Tugend — mein Herr!

Chevalier de Vergennes. Ach — die Tugend.

Marquis de Saint-Marsan (eifrig). Aber versteht sich, mein Herr — versteht sich. — Ihr Gemahl, Gräfin, war ein Feinschmecker der Liebe, und er schätzte die Tugend ungemein.

Gräfin. Ich weiß es, Marquis!

Marquis. Die Tugend gleicht dem Blütenstaub, zart, duftig, taufrisch, wie der zerflatternde Sonnenschleier eines Frühlingsmorgens. Eine Liebe ohne Tugend, pflegte Ihr Herr Gemahl zu sagen, gleicht einer Pastete ohne Trüffeln — dem Gaumen des Plebejers behagt die Liebe ohne Tugend besser — aber der Kenner, der Feinschmecker, meine Gnädigste . . .

Chevalier. Mein Geschmack, mein Herr — stammt von zehn Ahnen!

Marquis. Um so viel besser, mein Herr!... Die Tugend ist das äußerste Geheimnis der Liebeskunst. Sie werden sich hineinschmecken, denn Sie sind noch jung, mein Herr.

Chevalier. Ich gedenke nicht alt zu werden.

Marquis. Ganz wie es Ihnen gefällig ist! Ihr Vater, mein Herr, lebte nach diesem Wahlspruch, er war mit 60 Jahren ein Jüngling.

Chevalier. Sie haben recht, Marquis! — Der Lebenskunst meines Vaters verdanke ich mein Leben.

Gräfin. Sie sind nicht galant, mein Herr.

Chevalier. Das wäre mir leid.

Gräfin. Sie vergessen die Schönheit Ihrer Mutter! (Greift ein paar Töne.) Aber den Schluß, wenn ich bitten darf.

(Spiel und Gesang.)

Unsres Herzens Geigenspiel
Streicht der Gott der Liebe,
Und mit äußerst viel Gefühl
Spielt der Gott der Liebe.

(Pause.)

Marquis. Wissen Sie — Gräfin — was Psyche sprach, da sie Amorn schlafend sah?

Gräfin. Was, mein Herr?

Marquis. Sie verstummte und küßte ihn.

Gräfin. So hatte sie vorher geredet?

Marquis. Mit Amor — Gräfin!

Gräfin. Welch ein kluger Gott!

Marquis. Welch eine kluge Psyche!

Chevalier. Sie hätte den Wachen küssen sollen.

Gräfin. Wache Augen lassen die Schönheit erröten.

Chevalier. Das soll sie — am Erröten ist mehr gelegen als am Kusse.

Gräfin. Aber — mein Herr.

Chevalier. Doch Gräfin. — Es ist der L[illegible]schein des flammenden Herzens.

Gräfin. Was würde mein Gemahl dazu sagen, Marq[illegible]is

Marquis. Ihr Gemahl, Gräfin, — pflegte bei Gelegenheit eine ganz allerliebste Geschichte zu erzählen.

Gräfin. Aber — er erzählt sie noch! Ich bin überzeugt, er erzählt sie noch! — Er ist am Leben, Marquis.

Marquis. In der Tat — er hatte noch nicht das Vergnügen . . .
Chevalier. Zu sterben, mein Herr!
Gräfin. — — Ja, aber Ihre Geschichte!
Marquis. Ihr Gemahl, Gräfin . . .

---

2. Szene.

(Die Tür wird aufgeschlossen, der Schließer und der Diener des Revolutionstribunals treten ein, Gräfin Malvoisin, Marquis de Saint-Marsan, Chevalier de Vergennes sehen einen Augenblick auf, dann spricht der Marquis leise weiter.)

Diener (zum Schließer). Sind das alle?

Schließer (zählt an den Fingern). Eins — zwei — drei — sie sind alle beisammen — he — he — ein alter Royalist und zwei junge!

Diener. Euer Gefängnis ist verdammt leer, Bürger Schließer!

Schließer. Das ist mein Prinzip, Bürger Bote! Immer herein und heraus! Immer frisch vom Fasse! — Herein und heraus — immer Ordnung, Freiheit und Brüderlichkeit!

Diener. Euer Gefängnis ist verdammt luxuriös, Bürger Schließer.

Schließer. Das ist mein Prinzip, Bürger Bote! Immer alles beisammen — immer Ordnung.

Diener (nach der Liste sehend). Ist der Bürger Moulin hier?

Schließer. Ist der Bürger Moulin hier?

Diener (sieht sich um, drohend). Wo ist der Bürger Moulin?

Schließer. He — he — wo ist der Bürger Moulin? (Er schiebt seine Brille zurecht, zieht eine Liste aus der Tasche, sucht in ihr.) He — he!

Diener. Was?

Schließer. He — he — hier ist er!

Diener. Wo?

Schließer (hält ihm die Liste hin, mit dem Finger darauf zeigend). He — he — hier — hat ein Kreuz!

Diener. Einerlei — gebt ihn heraus, Bürger Schließer.

Schließer. He — he, wenn er ein Kreuz hat, haben sie ihn wegguillotiniert, Bürger Bote!

Diener. Verflucht!

Schließer. Verflucht! War leider nur einköpfig, der selige Moulin, leider ganz einköpfig geraten — he — he!

Diener (mürrisch). Hm!

(Pause.)

Marquis. Wie gesagt, meine Gnädigste — als Ihr Herr Gemahl den Handschuh aufhob, errötete die Baronin über und über, Ihr Gemahl aber sagte mit unmerklichem Lächeln: „Schöner als unter den Lilien Frankreichs blüht der Sieg unter den Rosen Amors. — Rote Rosen auf weißem Felde!"

Gräfin. So bietet der rote Mund des seufzenden Schäfers gleichfalls die Farben der Liebe.

Diener. Ich wollte, der Teufel holte Euch, Bürger Schließer, mitsamt Eurem Geköpften, ich bin nicht gekommen, um Maulaffen feilzuhalten!

Schließer (begütigend). Ich will Euch was sagen, Bürger Bote! — Es fällt mir schwer, aber ich will Euch was sagen. — Nehmt den alten Royalisten, Bürger Bote!

Diener (ebenso). Meinethalben — mir ist's gleich, was der Kerl ist, wenn er nur lebendig ist, versteht Ihr!

Schließer (hält ihm die Liste hin). Seht Ihr wohl, hier — Bürger Marsan — 60 Jahre — Royalist, von Charakter sanft — sehr sanft sogar — (mit der Liste auf den Marquis zeigend) dort sitzt er, Bürger Bote.

Diener. Bürger Marsan, es ist Zeit, daß Ihr rasiert werdet, das Tribunal will Euch barbieren lassen, (pathetisch) ich bin beauftragt, Euch vor die Schranken der Gerechtigkeit zu fordern!

Marquis (steht auf). Einen Augenblick. — (Er küßt der Gräfin die Hand.) Ewig zu Ihren Füßen!

Gräfin. O — mein Herr!

(Während der Marquis zurücktritt.)

Grüßen Sie den lieben Gott, mein Herr!

Marquis. Sie können keinen ergebeneren Boten finden!

Gräfin. Keinen besseren, mein Herr!

Marquis. Sagen Sie — keinen lieberen!

Gräfin. Wohl, mein Herr, — keinen lieberen!

Marquis. Ich danke Ihnen, Gräfin! (Zu Chevalier de Vergennes.) Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr!

Chevalier (zerstreut). Leben Sie wohl, mein Herr!

(Marquis, Schließer, Bote ab.)

---

3. Szene.

(Gräfin Malvoisin sitzt seitwärts am Spinett, Chevalier de Vergennes beugt sich über das Spinett zu ihr hinüber.)

Chevalier. Wie sonderbar, daß unser Marquis bald so kopflos sein wird, wie seine Geschichten.

Gräfin. O, seine Geschichten waren nicht halb so kopflos, wie er es sein wird.

Chevalier. Die heftige Erschütterung wird die Ordnung seines Kopfes vollständig zerstören, und die pikanten Pointen werden in die ernsthaftesten Betrachtungen geraten.

Gräfin. In der Tat, die Heiligen werden sich nicht auskennen mit ihm.

Chevalier. Sie werden ein Rätselspiel aus ihm machen.

Gräfin. O, die weiblichen Heiligen, mein Herr —

Chevalier. Die weiblichen Heiligen werden Magdalene um die Lösung fragen —

Gräfin. Und die männlichen?

Chevalier. Den heiligen Antonius!

Gräfin (lacht). Ja — mein Herr!

(Pause.)

Gräfin. Es ist schade um ihn — er verstand es, die Zeit zu kürzen!

Chevalier (schweigt).

Gräfin (aufsehend). Warum schweigen Sie?

Chevalier. Wir sind zu zweien, Gräfin!

Gräfin. So sollten Sie plaudern.

Chevalier. Ich lausche den flüsternden Geistern des Schweigens!

Gräfin. Welch seltsame Geister!

Chevalier. Der Einsamkeit zu zweien!

Gräfin. Ich höre nichts!

Chevalier (leise). Sachte — sachte, die Geister des Schweigens schreiten auf flüchtigen Sohlen!

Gräfin. Was hören Sie?

Chevalier. Es ist ein leises Singen, Gräfin — wie heiße Wallungen des Blutes!

Gräfin. Sie hören Ihren eigenen Pulsschlag!

Chevalier. O nein — es ist in der Luft! — Die Luft ist schwül von unsern Wünschen!

Gräfin (den Kopf senkend). Ja — es ist schwül!

Chevalier. Warum sehen Sie zu Boden, Gräfin?

Gräfin (aufsehend). Nicht doch!

Chevalier (beugt sich dicht zu ihr hinüber). So treffen Ihre Blicke die meinen.

Gräfin. Ja! (Sie sehen sich schweigend an, dann kehrt die Gräfin den Kopf zur Seite.)

Gräfin (sich abwendend). Es ist zu dumm — mein Herr!

Chevalier. Sie ertragen das Wünschen nicht?

Gräfin. Durchaus nicht, mein Herr — durchaus nicht! Aber Ihre Augen sind kein Gesellschaftsspiel — sie glühen wie Kohlen!

Chevalier. So sind auch Ihre Augen!

Gräfin. Nein — so nicht!

Chevalier. Doch, Gräfin — wie glühende Kohlen in toter Nacht!

Gräfin. Aber, es ist nicht Nacht, mein Herr!

Chevalier. Für uns ist es Nacht!

Gräfin. Weshalb?

Chevalier. Weil wir die Sonne der Welt nicht wiedersehen! — Der Marquis war das letzte Stück Welt, das wir hatten!

Gräfin. Er ist tot, meinen Sie?

Chevalier. Wahrscheinlich!

Gräfin. Ja!

Chevalier. Wir, Gräfin, werden noch einmal durch die Straßen fahren und Abschied nehmen, aber der Abschied wird kurz sein.

Gräfin (verträumt). Ja!

Chevalier. Es ist gerade so, als wären von der bunten Welt nur wir beide übrig. Sie sind jetzt mein ganzes Leben, und ich bin das Ihre.

Gräfin (wie oben). Ja!

Chevalier. Auch das muß schnell geschehen, was wir noch zu leben haben.

Gräfin (wie oben). Ja!

Chevalier. Ich sehe einen feinen Streif um Ihren Nacken, gleich einem Halsband von schimmernden Korallen.

Gräfin (zusammenfahrend). Wo — mein Herr?

Chevalier. Ich werde den roten Streif nicht küssen können!

Gräfin. Nein!

Chevalier. Denn wenn Ihr Hals sich rötet, wird mein Kopf zu Ihren Füßen liegen und warten!

Gräfin (nachdenklich). Ja, er wird warten!

Chevalier. Unsere Köpfe, Gräfin, werden in einem Sacke liegen und nichts dabei empfinden.

Gräfin (wie oben). Sie werden beieinanderliegen.

Chevalier. Ihre Lippen werden die meinen berühren und ich werde Sie nicht küssen können.

Gräfin. Unsere Lippen werden sich berühreu.

Chevalier. Ihr wunderbarer Leib —

Gräfin. Mein Leib —

Chevalier. Ihr wunderbarer weißer Leib wird langsam die Seine hinabtreiben, die Männer von Paris werden die Hälse recken und die Weiber —

Gräfin (erregt). Hören Sie auf — (aufstehend) hören Sie sofort auf! Was erlauben Sie sich für eine Sprache! Was reden Sie für Dinge — Sie sind ungezogen! O! Sie sind kein Chevalier, mein Herr! (Mit dem Fuße stampfend.) Schweigen Sie — o — schweigen Sie!

Chevalier. Ich liebe Sie, Germaine!

Gräfin. Nein — nein! Sie sollen schweigen — so schweigen Sie doch.

Chevalier. Ich liebe Sie, Germaine!

Gräfin. Nein — nein! — Das dürfen Sie nicht!

Chevalier. Ich liebe Sie, Germaine!

Gräfin. Aber, mein Herr — Sie sollen nicht von Liebe reden! So hören Sie doch auf, mein Herr!

Chevalier. Ich liebe Sie, Germaine!

Gräfin (lacht). O — Sie sind kapriziös! (Nachahmend.) Sie lieben mich, mein Herr! — Es ist genug, es ist übergenug, ich habe nicht geglaubt, daß Sie mich hassen!

Chevalier. Sie sollen nicht lachen!

Gräfin. Wissen Sie — mein Herr — als ich vorhin den Kopf wandte, tat ich es, weil ich Ihnen nicht gerne die Zunge zeigen wollte, mein Herr!

Chevalier (näher tretend). Hätten Sie es getan, ich hätte Sie geküßt!

Gräfin (abwehrend). Aber ich habe es nicht getan — obgleich es mir wahrhaftig schwer fiel.

Chevalier. Aber ich habe Sie nicht geküßt — obgleich es mir wahrhaftig schwer fiel! (Beide lachen.)

Gräfin. Kommen Sie, wir wollen vernünftig sein! Sie sollen sich zu mir setzen und sollen mir etwas erzählen! (Sie setzen sich.) Erzählen Sie mir von Ihrer Kindheit!

Chevalier. Es gibt nichts Abgeschmackteres als die Kindheit! Als ich ein Kind war, strampelte ich mit den Beinen und brüllte — das ist alles!

Gräfin. Sie mögen recht haben!

Chevalier. Übrigens verbrachte ich meine Kindheit in einem wunderbaren Park, aber ich habe seine Schönheit erst begriffen, als ich Jüngling wurde.

Gräfin. Von der Schönheit dieses Parkes sollen Sie mir erzählen!

Chevalier. Das Wunder des Parkes war ein See! Dieser See lag inmitten eines Waldes und er hatte eine Seele!

Gräfin. Wie hübsch von ihm!

Chevalier. Ja. Er war launisch und wechselvoll, wie das Gemüt eines Menschen, der sich nach Liebe verzehrt!

Gräfin. So war der See?

Chevalier. Ja! — Am frühen Morgen, wenn der Nebel über dem Wasser lag und nur die Wipfel aus dem Dunste ragten, wenn mein Nachen still durch Nebel und Röhricht glitt, meinte ich durch den Nebel ein Lachen zn hören, und ich liebte dieses Lachen — aber ich hörte es in weiter Ferne!

Gräfin. Es war der See, der im Schlafe lachte!

Chevalier. Wenn die Sonne kam, schlug der See die Augen auf, und sein Blick war strahlend und brennend.

Gräfin. Denn er liebte die Sonne!

Chevalier. Aber wenn die Wolken über den See hinjagten, wenn seine Wogen das Ufer peitschten, wurde die Sehnsucht des Sees zum Schrei!

Gräfin. Ja!

Chevalier. Aber am schönsten war der See am glühenden Mittag! — Vom See lernte ich die Kunst der Liebe. —

Gräfin. Wie geschah das?

Chevalier. Eines Tages sprach ich Verse!

Gräfin. Wie sehr poetisch!

Chevalier. Ich sagte die Verse einem jungen Mädchen inmitten eines mittaglichen Schweigens. — Unser Boot trieb langsam das Ufer entlang.

Gräfin. Sie kennen die Verse noch?

Chevalier. Ich werde sie nicht vergessen!

Gräfin. Sagen Sie mir die Verse!

Chevalier.

Es schläft der See in hellen Mittagsgluten,
Es spiegelt schwarz der Wald sich in den Fluten;
Doch durch des Sommertages reife Segenschwere
Spür' ich die Leere.

(Die Gräfin anredend)

Um Deine Lippen ein verhaltnes Lachen,
In Deinem Blick ein träumendes Erwachen!
Nach Deiner Seele Zauberreich, dem ewig schönen —
Quält sich mein Sehnen!

Gräfin (kalt). Das sagten Sie ihr?

Chevalier. Das sagte ich ihr!

Gräfin. Warum erzählen Sie mir das?

Chevalier. Ich habe das junge Mädchen nicht geküßt.

Gräfin. Nicht?

Chevalier. Es lohnte sich der Mühe nicht — das junge Mädchen hatte keine Seele.

Gräfin. Sie hätten das junge Mädchen doch küssen sollen.

Chevalier. Weshalb?

Gräfin. Die Seele hätte sich nachher gefunden! — Die Seele ist bei uns meist Zugabe, mein Herr!

Chevalier. Meinen Sie?

Gräfin (lacht). O — ja!

Chevalier. Sie haben nie geträumt, Germaine?

Gräfin (nachdenklich). Wovon sollte ich träumen?

Chevalier. Von den Königreichen der Liebe!

Gräfin. O, die Liebe ist etwas sehr Reales! — Ich wüßte nicht, warum wir von ihr träumen sollten.

Chevalier. Ich habe viel geträumt!

Gräfin. Was träumt man von der Liebe?

Chevalier. Ich träumte einst, ein Frauenantlitz zu finden, aus dem mich die Seele des Sees grüßen würde!

Gräfin (schnell). Haben Sie die Frau gefunden?

Chevalier. Ihre Seele, Germaine, lacht und grollt, wie der See! Die Wolken ziehen darüber hin und der Himmel wölbt sich darüber, die Wälder rauschen und die Sterne spiegeln sich, graue Nebel bedecken ihre Tiefen und die Sonne flammt in ihr! (Niederkniend) Ach, Germaine, Germaine, ich liebe Ihre Seele!

Gräfin (ohne aufzustehen — leise). Aber, ich habe Ihnen verboten, von Liebe zu reden — hören Sie, Sie sollen meine Seele nicht lieben — Sie sollen nicht!

Chevalier. Ich habe Ihre Seele mit Schmerzen gesucht, Germaine!

Gräfin. Nein — nein! Schweigen Sie von meiner Seele — (lacht) meine Seele gehört dem heiligen Florian.

Chevalier. So will ich ihm den Bart ausrupfen!

Gräfin. Dem Heiligen?

Chevalier. Jawohl!

Gräfin. Das sollte mich wunder nehmen!

Chevalier. O ja!

Gräfin (aufstehend). Nicht doch, mein Herr! Zuviel Ehre, für eine verirrte Seele! (Chevalier de Vergennes steht gleichfalls auf. — Gräfin Malvoisin fortfahrend.) Denn meine Seele ist verirrt, sie träumt in dem Schatten Ihres Parkes. — Mir träumt, Sie liegen mir zu Füßen, und ich gehe vorüber und der Saum meines Kleides streift Sie —

Chevalier. Nur der Saum Ihres Kleides.

Gräfin. Oder mir träumt, ich wäre das junge Mädchen und Sie küßten mich, trunken von der Macht meiner Augen —!

Chevalier (leidenschaftlich). Sie lieben mich, Germaine!

Gräfin (leidenschaftlich). Ja — ja — mein Herr! Gewiß tu' ich das — (abbrechend) aber das hilft uns nichts. (Sie geht an ihm vorüber zum Spinett und setzt sich, ihm den Rücken kehrend.)

Chevalier. Wir sind nicht fertig, Germaine!

Gräfin (über die Schulter sprechend). Doch, mein Herr, wir sind fertig; es gibt nichts Abgeschmackteres, als eine Frau, die nicht tugenhaft ist!

(Pause.)

Chevalier (tritt zu ihr, hinter ihrem Rücken stehen bleibend). Germaine!

Gräfin (ohne sich umzusehen). Ich höre!

Chevalier. Denken Sie an die Seine, Germaine!

(Pause.)

Gräfin (zusammenschauernd). Mich friert!

Chevalier. In der Seine, Germaine, ist es nicht kälter als im Grabe!

Gräfin. O, aber es ist schmutzig!

Chevalier. Das spürt man nicht, Germaine!

Gräfin. Aber es ist häßlich!

Chevalier. Und Sie sind schön, Germaine!

Gräfin (mit dem Fuß stampfend). Aber ich will nicht! — Ich will nicht an die Seine denken —

Chevalier. Denken Sie nicht an die Seine, denken Sie —

Gräfin. Nein — nein, das will ich auch nicht — ich will nicht!

Chevalier. Ihr Gemahl, Germaine, wird morgen ein Bad nehmen, er wird sich frisieren lassen und ausfahren —

Gräfin (nickt).

Chevalier. Ihr Gemahl wird nachher mit gutem Appetit frühstücken und mit ebenso gutem Appetit dinieren —

Gräfin (schüttelt den Kopf).

Chevalier. Nicht?

Gräfin. Der Appetit meines Mannes ließ bereits, als ich heiratete, zu wünschen übrig!

(Pause.)

Chevalier. Es ist schwer, zu sterben, ohne die Liebe gekostet zu haben!

Gräfin. Ach, es ist lächerlich, so zu sterben!

Chevalier. Aber wir können es nicht ändern!

Gräfin. Nein!

Chevalier. Denn das wäre geschmacklos!

Gräfin. Allerdings!

Chevalier. Germaine!

Gräfin. Ja?!

Chevalier. Vielleicht wäre es besser —

Gräfin. Vielleicht —!

Chevalier. Darf ich Ihnen die Hand küssen?

Gräfin (ihm die Hand über den Rücken reichend). Ja — die Hand!

Chevalier (sich über sie beugend). Da wir ja doch schon so gut wie geköpft sind!

Gräfin. Ja — mein Herr — da wir ja doch schon so gut wie geköpft sind — (sie beugt den Kopf zurück, Chevalier de Vergennes beugt sich über sie, um sie zu küssen).

---

4. Szene.

(Die Tür öffnet sich, Gräfin Malvoisin und Chevalier de Vergennes fahren auseinander, der Marquis de Saint-Marsan tritt langsam und sehr depriimiert ins Zimmer, er bleibt in der Mitte des Zimmers stehen und räuspert sich.)

Chevalier (entsetzt). Die Toten kehren wieder!

Gräfin. Unerhört!

Chevalier. Wir sollten ihn anreden!
Gräfin. Vielleicht verschwindet er?!
Chevalier. Ich will es versuchen!
Gräfin. Welch ein beispielloser Eigensinn, gerade hier zu spuken!
Chevalier (zum Marquis). Mein Herr!
Gräfin. Mein Herr — wenn Sie ein Gespenst sind, so sollen Sie sofort verschwinden!
Marquis (räuspert sich).
Gräfin. So haben Sie doch die Güte, mein Herr!
Marquis. Leider nicht! (räuspert sich). Ich bin leider kein Gespenst, meine Gnädige!
Chevalier. Aber Sie müssen längst geköpft sein!
Marquis. Wie gesagt, leider nicht — ich habe mir leider eine kleine Erkältung zugezogen!
Chevalier. Das begreife ich nicht!
Marquis. Ich habe mir gedacht, daß die Zugluft daran schuld wäre!
Chevalier. Aber warum sind Sie nicht geköpft worden?
Marquis (räuspert sich).
Gräfin. Ja — mein Herr — warum sind Sie nicht geköpft worden?
Chevalier. Der Grund! Es muß doch einen Grund haben!
Marquis. Ich konnte niemanden — (räuspert sich) niemanden dazu willig machen.
Chevalier (befremdet). Dazu willig machen?
Gräfin (ebenso). Dazu willig machen?
(Der Marquis geht in den Hintergrund, mit der Geige beschäftigt.)

---

5. Szene.

Schließer (eintretend). He — he — da sind sie alle wieder beisammen — eins — zwei — drei — ein alter Royalist und zwei junge!
Chevalier (zum Schließer). Warum ist der Herr nicht geköpft worden?
Schließer. He — he!
Chevalier. Warum ist der Herr nicht geköpft worden?
Schließer. He — he.
Chevalier (bezwingt sich, klopft ihn auf die Schulter). Nun — nun — denkt mal nach, Verehrtester, denkt mal nach — warum wohl?
Schließer. He — he — es wird nicht mehr geköpft!

Chevalier. Es wird nicht mehr geköpft?!

Gräfin. O, das ist arg.

Chevalier (für sich, lachend). Ha — ha — es wird nicht mehr geköpft! Trefflich bemerkt! Besinnt Euch nur — besinnt Euch! Sie werden doch wohl das Köpfen nicht abgeschafft haben?

Schließer. He — he — das Volk von Frankreich ist das Köpfen über geworden! Die Richter sind das Köpfen über geworden — die Henker sind das Köpfen über geworden — he — he — alle sind das Köpfen über geworden!

Chevalier. Aber ich will geköpft sein — wofür wird er bezahlt? — Was — wozu ist er da, wenn er nicht köpfen kann?

Schließer. Und wenn Ihr Euch auf den Kopf stellt, Bürger, so werdet Ihr doch nicht geköpft, Bürger! Die Richter sind das Köpfen über geworden, die Henker sind das Köpfen über geworden — alle —

Chevalier. Er hat mich zu köpfen — pah — das ist seine Pflicht — pah! (Faßt ihn an der Brust.) Und sollte ich ihn mit eigener Hand zur Guillotine schleppen — pah! (Läßt ihn los.)

Schließer (sich in die Brust werfend). Was geht das mich an? Ich frage, was geht das mich an? Habe ich das Köpfen zu besorgen? Das Volk von Frankreich hat das Köpfen zu besorgen! Ich will Euch was sagen, kauft Euch einen Strick, Bürger, und hängt Euch auf, Bürger, wenn Ihr geköpft sein wollt! — Aber nicht hier — merkt's Euch, nicht hier! Sonst werde ich Euch zum Gefängnis hinausspedieren — zum Gefängnis hinausspedieren — auf der Stelle zum Gefängnis hinausspedieren — das werde ich! (Chevalier de Vergennes, Gräfin Malvoisin sehen sich verblüfft an.)

Chevalier (verbeugt sich). Ich bitte um Entschuldigung, Gräfin, ich bin untröstlich, Gräfin, — aber das konnte ich nicht voraussehen.

Gräfin. O — mein Herr — es hat nichts zu sagen, mein Herr! Sie konnten es nicht voraussehen, mein Herr! (Der Marquis spielt den ersten Vers — Unsres Herzens usw.; Gräfin Malvoisin und Chevalier de Vergennes sehen sich an, dann sehen sie zu Boden.)

Schließer. He — he — schnurriges Volk — he — he — ein alter Royalist und zwei junge! (Indem er die Gefängnistür mit dem Fuße aufstößt.) Spaziert heraus aus meinem Gefängnis, he — he, schnurriges Volk!

Bibliographischer Anhang

Die mit einem * versehenen Autoren konnten wegen Raummangels in diesen Band nicht aufgenommen werden.

Helene Äckerle.* Geboren am 12. Januar 1875 in Arensburg auf Ösel — lebt in Berlin. Stille Wasser, Novellen; Prismen, Weihnachtliche Geschichten. (Beides im Gutenberg-Verlag, Hamburg.)

Theophile von Bosdisco.* Im Hause des alten Freiherrn, Roman; Das Kirchspiel von St. Lucas, Roman. (Beides bei S. Fischer, Berlin.)

Karl von Freymann. Geboren am 16. Juli 1878 in Livland — gestorben am 27. April 1907 in Meran. Der Tag des Volkes, ein Schauspiel aus der lettischen Revolution (vergriffen); Masken, (Francesca. — Nach dem Neunten Thermidor.) Drei Einakter. (Beides bei R. Piper & Co., München.) Pupa und anderes, Novellen. (E. Pierson, Dresden.)

Johannes von Guenther.* Geboren 1886 zu Mitau — lebt in München. Der Magier, Phantastischer Einakter; Tannhäuser, ein Trauerspiel; Martinian sucht den Teufel, Roman. (Georg Müller, München.)

Korfiz Holm. Geboren am 21. August 1872 in Riga — lebt in München. Thomas Kerkhoven, Roman, 4. Auflage; Die Tochter, Roman, 3. Auflage; Schloß Übermut, Novelle, 5. Auflage; Mesalliancen, Novellen, 5. Auflage; Die Sünden der Väter, Novellen, 3. Auflage; Die Könige, Dram. Gedicht; Arbeit, Schauspiel; Hundstage, Lustspiel; Mary's großes Herz, Komödie. (Sämtlich bei Albert Langen, München.)

Eduard Graf Keyserling. Geboren am 15. Mai 1858 in Kurland — lebt in München. Rosa Herz, Roman, 2. Auflage; Die dritte Stiege, Roman; Beate und Mareile, Roman; Dumala, Roman, 4. Auflage; Wellen, Roman, 4. Auflage; Abendliche Häuser, Roman, 6. Auflage; Schwüle Tage, Novellen, 5. bis 6. Auflage; Bunte Herzen, Novellen, 3. Auflage; Ein Frühlingsopfer, Schauspiel;

Der dumme Hans, Trauerspiel; Peter Hawel, Drama; Benignens Erlebnis, zwei Akte. (Sämtlich mit Ausnahme der beiden ersten Romane bei S. Fischer, Berlin.)

Frances Külpe. Geboren am 20. Februar 1862 im Gouvernement Orel — lebt auf Reisen. Mutterschaft, ein baltischer Roman; Ring, Roman, 3. Auflage; Doppelseele, Roman, 3. Auflage; Kinder der Liebe, Geschichte einer Familie, 4. Auflage; Wege der Liebe, Novellen, 2. Auflage; Der Schmerzenssohn, Roman; Rote Tage, Baltische Novellen aus der Revolutionszeit. (Sämtlich bei Georg Müller, München.) An der Wolga, Erzählungen (Heinrich F. S. Bachmair, Berlin); Der Silbergarten; Der Stein des Pietro; zwei Erzählungen (Philipp Reclam jun., Leipzig); Die Insel des Lebens, Märchen und Phantasien; Drei Menschen, Novellen (Schles. Verlagsanst. Berlin.)

Jacob Michael Reinhold Lenz. Geboren am 12. Januar 1751 zu Seßwegen in Livland — gestorben am 23. Mai 1792 zu Moskau. Gesammelte Schriften, 3 Bände, herausg. v. L. Tieck (G. Reimer). Gesammelte Schriften, 5 Bände, herausg. v. Franz Blei (Georg Müller, München.) Gesammelte Schriften, 4. Bände (Paul Cassirer, Berlin.) Dramatischer Nachlaß (H. v. Karl Weinhold), (Rütten & Loening, Frankfurt). Ausgewählte Schriften in den beiden Bänden „Sturm und Drang" der goldenen Klassikerbibliothek (Bong, Stuttgart.)

Thekla Lingen.* Geboren 1866. Die schönen Frauen, Novellen (Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.)

Erich von Mendelssohn. Geboren 1887 in Dorpat — gestorben 1914. Phantasten, Roman (Oesterheld & Co., Berlin.) Tag und Nacht, Roman (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig.)

Theodor Hermann Pantenius. Geboren am 10. Oktober 1843 in Mitau — gestorben am 16. November 1915 in Leipzig. Wilhelm Wolfschild, Roman; Allein und frei, Roman; Das rote Gold, Roman; Die von Kelles, Roman aus Livlands Vergangenheit; Im Gottesländchen, 2 Erzählungen aus dem kurländischen Leben; Im Banne der Vergangenheit, Erzählung aus dem kurländischen Leben. (Sämtlich bei Velhagen & Klasing, Bielefeld.) Kurländische Geschichten, Novellen (J. G. Cotta, Berlin und Leipzig.) Aus meinen Jugendjahren (R. Voigtländer in Leipzig.)

Mas Alexis von der Ropp.* Elkesragge, ein baltischer Zeitroman, 2. Auflage (Egon Fleischel & Co., Berlin.)

Otto Freiherr von Taube.* Geboren am 21. Juni 1879 in Reval — lebt in Weimar. Der verborgene Herbst, Roman. (Im Inselverlag, Leipzig.)

Valerian Tornius.* Geboren am 22. März 1883 in Rybinsk — lebt in Leipzig-Connewitz. Der goldene Christus, Roman (Schulze & Co., Leipzig); Klapperstorchs Ende, Komödie (mit Traut.)

Alexander Freiherr von Ungern-Sternburg.* Geboren am 22. April 1806 in Noistfer bei Reval — gestorben 24. August 1868 in Dannewald bei Stargard. Die Zerrissenen, Novelle (1832); Eduard, Novelle (1833); Lessing, Novelle (1834); Molière, Novelle (1835); Galathee, Roman (1836); Diana, Roman (1842); Royalisten, Roman (1848); Das Buch der drei Schwestern, Erzählungen, Märchen, Novellen (1848); Tutu (1849); Braune Märchen (1850); Selene (1853); Die Nachtlampe (1855); Erinnerungsblätter (1855/1860); Dorothee von Kurland (biographischer Roman) (1859); Künstlerbilder (1861); Elisabeth-Charlotte, Herzogin von Orleans (1861); Kleine Romane und Erzählungen (1862) usw.

Woldemar, Baron von Uxkull.* Geboren am 4. September 1860 in Neuenhoff in Estland — lebt in Reval. Die Schwurbrüder, Roman; Kaukasische Novellen (Edwin Runge, Berlin-Lichterfelde); Der heilige Ila vom Tpau, Roman (E. Fleischel, Berlin.)

Carl Worms. Geboren am 22. April 1857 zu Talsen in Kurland — lebt in Mitau. Du bist mein, ein Zeitroman; Thoms friert, Roman aus der Gegenwart, 2. Auflage; Erdkinder, Roman, 3. Auflage; Die Stillen im Lande, drei Erzählungen aus dem Winkel, 2. Auflage; Überschwemmung, eine baltische Geschichte, 2. Auflage; Aus roter Dämmerung, Baltische Skizzen, 2. Auflage. (Sämtlich bei J. G. Cotta, Berlin und Stuttgart.) Der Mann von Wasungen, eine lustige Geschichte (Hesse & Becker, Leipzig.)

Druck von Gebauer-Schwetschke G. m. b. H., Halle (Saale).

Date Due

MAR 1 0 1950			
NOV			

Demco 293-5



